

Walsерdeutsch

Autor(en): **Szadrowsky, M.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): - **(1925)**

Heft 6

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-396396>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT MITTE JEDEN MONATS. ←—

Walserdeutsch.

Von Prof. Dr. M. Szadrowsky, Chur.

Vorbemerkung. Das Folgende ist keine sprachwissenschaftliche Abhandlung, sondern ein Vortrag (gehalten in der Historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens), der die Ergebnisse der Wissenschaft zusammenfassen und zu weiterem Beobachten und Sammeln anregen wollte.

Die genauen Hinweise auf die Quellen stehen als Anmerkungen am Schluß.

Abkürzungen: ahd. = althochdeutsch; altalem. = altalemanisch; mhd. = mittelhochdeutsch. $o < a = o$ entstanden aus a ; $a > o = a$ wird zu o . — Mit *m.*, *f.*, *n.* (Maskulinum, Femininum, Neutrum) ist das Geschlecht der Wörter bezeichnet. — Die Länge der Selbstlaute mußte (aus drucktechnischen Gründen) in der Regel durch Verdoppelung *aa*, *oo*, *uu* usw. bezeichnet werden; in altdeutschen Beispielen ist \bar{a} , \bar{o} , \bar{u} verwendet.

Über die bündnerischen Walsermundarten hat in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts Val. Bühler ein Werk (in 6 Heften, 1870 ff.) herausgegeben: „Davos in seinem Walserdialekt“, ein reichhaltiges, vielseitiges, sehr anregendes Buch, für jene Zeit ganz ungewöhnlich, auf lange hin vorbildlich, fast unerschöpflich als reiche Quelle für Volks- und Sprachkunde. Das Werk betrifft nicht nur Davos, sondern auch fast alle übrigen Walsergegenden Bündens. — Zur selben Zeit hat Pfarrer Martin Tschumpert ein nicht minder denk-

würdiges Unternehmen gewagt, die Sammlung des bündnerischen Wortschatzes, und in den Achtzigerjahren einige Hefte eines bündnerdeutschen Wörterbuches erscheinen lassen: „Versuch eines bündnerischen Idiotikon“, eine wertvolle Vorarbeit zum Schweizerischen Idiotikon; dieses weiß auch die ungedruckten Sammlungen Tschumperts und Bühlers wohl zu verwerten und ist natürlich auch eine Fundgrube für bündnerische Spracherscheinungen. — Der jetzt wirkende Leiter dieses Unternehmens, A. Bachmann, hat für das Geographische Lexikon der Schweiz (Bd. 5, S. 58 ff.) eine Darstellung der schweizerischen Mundartverhältnisse geschrieben und damit einen Grundriß für die systematische Erforschung der Mundarten gezeichnet. Bachmann gibt auch seit Jahren „Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik“ heraus, streng wissenschaftliche Arbeiten, meistens aus der Feder von Germanisten aus seiner Schule. Schon der 2. Band dieser Sammlung, E. Wipf, „Die Mundart von Visperterminen im Wallis“, geht mittelbar auch die Bündner Walser an. Im 6. Band stellt K. Bohnenberger in einer Gesamtschau „Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten“ dar, im 11. Band L. Brun dann im besondern „Die Mundart von Obersaxen“, im 13. Band P. Meinerz eine nichtwalserische Mundart Bündens, nämlich die der Herrschaft. Bände über Schanfigg und Rheinwald sind in Arbeit. — Proben der Schanfigger Mundart mit lautlichen Beobachtungen hat Ph. Zinsli im Schweiz. Archiv für Volkskunde (1910, S. 19 ff. und 1917, S. 1 ff.) geboten, Mundartliches aus dem Schanfigg auch Ch. Walkmeister im Bündner. Monatsblatt 1923, S. 80 ff., Mundartliches aus Vals J. Jörgler in seiner Schrift über die Walser des Walsertales (1913), Mundartliches aus Valendas L. Joos in seiner Arbeit über die Herrschaft Valendas (1916). — Natürlich gehören auch die geschichtlichen Arbeiten über die Walserfrage, z. B. von Branger, Hoppe-ler, zur Sache. — Als größere walserische „Sprachdenkmäler“ kommen besonders die Erzählungen von Fient und Jörgler in Betracht. — Als „ungedruckte“ walserische Gewährsleute nenne ich dankbar die Herren Stadtschullehrer W. Buchli, Seminar- direktor Conrad, Lehrer Füm m, Prof. Gartmann, Stadt- schullehrer Hatz, Prof. Joos, Ständerat Laely, Stadtschul- lehrer Trepp. Recht vieles habe ich von walserischen Kantons-

schülern gelernt. — Erwähne ich schließlich noch eigene Beobachtung im Gelände, dann sind die Grundlagen meiner Darstellung genannt.

Das Ziel der Darstellung ist ein Charakterbild walschischer Sprachgestalt, natürlich bei weitem nicht erschöpfend in allen Einzelheiten, sondern in den kennzeichnenden Zügen. Es sollen die sprachlichen Merkmale herausgehoben werden, an denen man einen Walser erkennt, durch die man ihn sofort von einem Churer oder Herrschäftler unterscheidet. Die charakteristischen Unterschiede sind ja noch deutlich erkennbar trotz vielfacher Sprachmischung, die der jahrhundertalte gegenseitige Verkehr, die Bevölkerungsmischung und der Einfluß der Hauptstadt Chur bewirkt haben.

Es ergeben sich dabei einesteils gemeinwalschische (einst oder jetzt noch gemeinsame) Charakterzüge, darunter eine Reihe allgemein südschweizerischer, andernteils Sonderkennzeichen einzelner Walschgegenden oder -orte. Immer wieder muß man dabei natürlich den Blick über die bündnerischen Walschgegenden hinausschweifen lassen in die vorarlbergischen Walsertäler, in die deutschen Orte am Monterosa und besonders ins Wallis, die frühere Heimat unserer Walsch, und ins oberste Aaretal, die frühere Heimat der deutschen Walliser.

Die Walschfrage

braucht hier nicht aufgerollt zu werden. Die Walsch sind weder Reste vorrätischer deutsch redender Stämme, noch lassen sie sich (im ganzen und wesentlichen) als alemannische, von den Hohenstaufen angesiedelte Paßwache deuten, noch als klösterliche „Kolonisationen“, deren Bevölkerung man aus dem Norden bezogen hätte. Die Geschichtsforscher sind einig, daß die bündnerischen Walsch aus dem Wallis herzuleiten sind. Aus dem Charakter der Sprache ergibt sich die Zuweisung zur Walliser Mundart mit unbedingter Sicherheit. A. Bachmann hat die Hauptübereinstimmungen aufgewiesen und damit den Nachweis der (schon früher vermuteten und behaupteten) Zusammengehörigkeit geleistet, Bohnenberger dann den Tatbestand ausführlich dargestellt. Freilich erlaubt die Herkunft der Sprache keinen ganz sichern Schluß auf die Herkunft der Bevölkerung. Ganz ausgeschlossen ist es nicht, daß die Walliser

Mundart in Graubünden von früher angesiedelten Deutschen anderer Herkunft übernommen worden wäre. Aber wenn dem auch so wäre, dann müßte doch sicher allenthalben eine überwiegende Mehrheit von Wallisern angenommen werden. Und wer wollte in den bündnerischen Walsergegenden noch eine deutsche Bevölkerung anderer Herkunft wahrscheinlich machen¹?

Ein schneller Blick auf den Vorgang der Besiedelung muß der sprachlichen Betrachtung vorangehen. Auf Grund urkundlicher Belege nimmt man an, die Einwanderung der Walser in Graubünden habe um 1277 begonnen und zwar zuerst im Rheinwald und in Davos. Nach den neuen Forschungen von Prof. Karl Meyer sind die Rheinwalder Walser nicht unmittelbar aus dem Wallis hergekommen, sondern aus den ennetbirgischen Walsertälern, besonders aus dem Pomat, wo sie vor der Wanderung in den Rheinwald eine Zeitlang wohnhaft gewesen sein müssen; in das Pomat sind sie aus dem Obern Wallis gekommen. Ob die übrigen deutschen Orte die Ansiedler unmittelbar aus dem Wallis erhielten oder aus dem Rheinwald und Davos als Mutterorten, läßt sich auf Grund geschichtlicher Nachrichten nicht ausmachen. Für Safien und Vals lassen die landschaftlichen Verhältnisse Herkunft aus dem Rheinwald vermuten. Von Safien aus wird „die“ Tschappina besiedelt worden sein, die zur gleichen Herrschaft Vaz und zum gleichen Hochgericht Safien gehörte. Für Versam und Valendas² wäre aus sprachlichen Gründen eher ein Zusammenhang mit Obersaxen als mit Tenna und Safien zu vermuten³. Freilich könnten die sprachlichen Unterschiede gegenüber Safien auch damit zusammenhängen, daß die aus Safien herausrückenden Walser in den äußeren Dörfern auf eine viel dichtere romanische Bevölkerung und Umgebung stießen. Prof. Joos kommt jetzt durch urkundliche Tatsachen zu dem Ergebnis, diese Gegend könnte von zwei Seiten her von der Walsereinwanderung ergriffen worden sein: die Höfe wurden zur Hauptsache von Walsern aus Safien besiedelt (das ist für einzelne Fälle urkundlich nachweisbar); die zwei Talsiedlungen, Versam und besonders Valendas, beruhen auf unmittelbarer Zuwanderung aus dem Wallis oder auf Zuzug aus Obersaxen (1372 werden in Valendas Freie mit deutschen Namen genannt, die wohl nicht aus Safien stammen). Auch Tenna hat seine sprachlichen Besonderheiten gegenüber Safien. Es gehörte ja auch zu

einer andern Herrschaft (Rhäzüns) und zu einem andern Hochgericht (Gruob), kirchlich zu Valendas. Durch eine taleinwärts schreitende „Kolonisation“ muß Tenna kirchlich zu Valendas gekommen sein; ob sie weiter zurückreicht als die Walseransiedlung, läßt sich nicht feststellen. Prof. Joos gelangt zum Schlusse, die in einer Pfäferser Urkunde bereits 1288 erwähnte Ammannschaft zu Valendas, jedenfalls eine Schöpfung der Freiherren von Vaz, habe nicht bloß die beiden Dörfer Valendas und Versam, sondern auch das vordere Safiental mit Tenna umfaßt und müsse als die Grundlage der Ansiedlung von Walsern in dieser Gegend betrachtet werden. Tenna ist allerdings später durch Abtrennung ein eigenes Gericht geworden. Ob weiterhin Obersaxen von Vals, vom Rheinwald, unmittelbar aus dem Wallis, vielleicht aus Urseren deutsche Ansiedler bezogen habe, ist unentschieden. Der Bearbeiter der Obersaxer Mundart, Brun, neigt aus sprachlichen Gründen zur Annahme, Obersaxen sei getrennt und vermutlich auch später als die übrigen Orte von Walsern besiedelt worden, und führt triftige, wenn auch nicht entscheidende Gründe für die Herleitung aus Urseren oder doch für fortwährenden neuen Zuzug von dort oder unmittelbar aus dem Wallis ins Feld⁴. Für Mutten kommen beide Mutterorte in Betracht, für Avers doch eher der Rheinwald (vielleicht Zuwanderung unmittelbar aus dem Süden); genaue sprachliche Untersuchungen gäben wohl Aufschluß. Arosa, Langwies und Klosters sind landschaftlich und teilweise auch in Kirche und Verwaltung enge mit Davos verknüpft gewesen und scheinen von dort aus Walliser Ansiedler bezogen zu haben. Die weiterhin anschließenden Orte im hinteren Prättigau (das ehemalige Gebiet des Hochgerichts Klosters) und im Schanfigg, sowie Churwalden und Parpan (auch Malix hat einen starken walserischen Einschlag) sind spät deutsch geworden. Campell schildert den Vorgang als Zeitgenosse; es ist beachtenswert, daß er schon scharf die „Davoser“ und die „Churer“ Sprache unterscheidet: „Chur allein spricht ein feineres Deutsch.“⁵ Die Vorarlberger Gruppen und Ortschaften müssen schon nach einem Menschenalter auf die Niederlassungen in Davos und im Rheinwald gefolgt sein, nach Bachmanns Ansicht nicht als Ableger dieser Bündner Gruppen, sondern als Mutterorte⁶.

Eine genaue Bestimmung des Walliser Heimatbezirkes für die östlichen Ableger läßt sich aus geschichtlichen Angaben bis

jetzt nicht gewinnen. Geographische Gesichtspunkte weisen sie im allgemeinen dem Oberen Wallis zu. Dies wird nach Bohnenbergers Zusammenfassung⁷ durch das sprachliche Verhalten bestätigt. Bei der Davoser Gruppe sprechen oder sprächen allerdings ein paar Übereinstimmungen auch für Herkunft aus dem Unteren Wallis. Die Rheinwalder gehen, wie gesagt, im wesentlichen auf die Pomater Siedlung und also mit dieser auf das Obere Wallis zurück.

Den Anschluß für das Deutschtum des Oberwallis hat man aus geschichtlichen und sprachlichen Gründen nicht im Westen bei den Burgundern Savoyens, sondern im Norden bei der deutschen Bevölkerung des oberen Aaregebietes zu suchen (es sind auch Walliser ins Berner Oberland zurückgewandert)⁸. Nach der jetzt vorherrschenden Ansicht über die burgundisch-alemannische Siedlungsgrenze, wie sie z. B. Meyer v. Knonau, Dierauer, Öchsli vertreten⁹, waren die Besiedler dieses Gebietes Alemannen.

Zogen also deutsche Walliser nach Osten, dann stießen sie, den Rhein hinabziehend, „auf stammverwandte alemannische Leute, wenn auch fernere Vettern mit schon merklich abweichender Sprache“¹⁰.

Die merklichsten Unterschiede zwischen diesen zwei stammverwandten alemannischen Redeweisen, der walserischen und der rheintalischen (im Churer Rheintal von Maienfeld bis Tamins, dazu im Domleschg bis Thusis, soweit dort deutsche Sprache in Betracht kommt), sollen hier dargestellt werden. Die rheintalische setze ich im allgemeinen als bekannt voraus und zeichne ausgiebiger nur die Walser Mundart in ihren Lauten und Formen.

Die vier Hauptmerkmale.

Der Walser sagt *du geischt, du steischt* und *er geit, er steit*, dagegen der Rheintaler *du gooscht, du stooscht* und *er goot, er stoot* oder dann (in Igis, Zizers) *du gaascht, du staascht* und *er gaat, er staat*. Die Formen mit *ei* oder *ai* (besser gesagt mit den Endungen *-ist, -it* anstatt *-st, -t*, altalem. *gaist, gait* < *ga-ist, ga-it*) teilt die Walser Mundart mit der Walliser und der Berner Mundart; sie bilden ein Hauptkennzeichen dieser Mundartengruppe, die man mit dem Namen hochalemannisch

oder höchstalemannisch oder oberalemannisch zusammenfaßt¹¹. Die Walser haben es schon aus dem Wallis mitgebracht, die Walliser wahrscheinlich schon aus der Berner Heimat, so daß die Erscheinung als alt-hochalemannisch zu bezeichnen ist.

Als ebenso alt gilt folgende Eigenheit, die die Lautverbindung *nk* in Wörtern wie „trinken, denken“ betrifft. Dieses *k* erscheint sonst im Südalemannischen als Reibelautverbindung (Afrikata) *kch*, also *trinkche(n)*, oder als einfacher Verschluslaut *k*, *trinke(n)*, im Walliser- und Walserdeutschen dagegen als Reibelaut *ch* oder Hauchlaut *h*: da heißt oder hieß es *triiche(n)*, *triihe(n)* oder (mit andern Endungsverhältnissen) *triichn*, *triihn*. Dabei ist der Nasenlaut der Verbindung *nk* aufgelöst, dafür meist der vorausgehende Selbstlaut genäselt (nasaliert) und gedehnt („Vokalisierung“ von *n*; auch vor den andern Sauselauten *f*, *s*, z. B. *saافت* „sanft“, leicht, *Ziif* Zins). Diese Aussprache reichte nach den Darlegungen Prof. Bachmanns ehemals weit über das Bernergebiet nach Nordosten und umfaßte die Urschweiz samt angrenzenden Glarner Bezirken. Jetzt ist sie ein Kennzeichen des Hochalemannischen¹².

An Beispielen aus dem Walserdeutschen ist kein Mangel. Bühler¹³ hat z. B. folgendes Rätsel aufgezeichnet: *As geid zur Treihi und triicht nid, und chunnt in da Gada und frißt nid, abar as singt glich albig*, nämlich die Kuhschelle; da erscheint also neben der Zeitwortform *triicht* die *Treih*, *Treich* Viehtränke. Tränken heißt *treichn*, das Mittelwort getrunken lautet *gatruechn*. *Trich uus, daß dar iinscheicha chan*, sagt man am Wirtstisch. Das Schenkfaß zum Kredenzen heißt *Scheichfaß*; Schenken, Geschenk heißt *scheichn*, *G'scheich*. *Deich, mis liebs Hansi, wie's mer gangen ist*, klagt einer. Man muß *luaga und deicha*, d. h. sehen und denken, nach Bühlers Umschreibung wohl bedenken und sich merken. Erdenken lautet *erdeichn*. Die Wendung *um ds Deicha* bedeutet (wie *um ds Merkcha*) um einen Gedanken, ein klein wenig: *er hed schi um ds Deicha g'streckt*, d. h. er ist ein bißchen größer geworden. Eine Behauptung ist *erstuucha und erloga*, d. h. erstunken und erlogen, oder milder *erdeicht und erfunda*, d. h. erdacht und erfunden. Aufhängen, aufgehängt lautet *uufheicha*, *uufg'heicht*, ein Aufhängehaken, ein Henkel heißt *en Ufheichi* f. Schenkel lautet *Scheichel*.

Für Winkel, Ecke, Winkelmaß sagt man *Wiichel*; für die Viehschelle (andernorts auch für einen Eimer mit fester Tragvorrichtung) *Triichja* (aus altalem. *trinchlā*).

Aus Obersaxen verzeichnet Brun¹⁴ unter anderen folgende Beispiele (die natürlich nicht nur für diesen Ort gelten): *aahä* für *anken* buttern, *Aachchipli* n. Butterfaß, *Aachmilch* Buttermilch (das Wort „Anken“ fehlt, dafür gilt *Schmalz* und *Britschī* = geformte Butter); *Baach* m. Bank, *Ofembaach* Ofenbank, *Beech* Bänke, *Beechli* Bänklein; *G'staach* n. Gestank; *Mältraacht*, *Schwiintraacht* (für *-trank*) Schweinefutter; *Umhaach* (< *Umhank*) Umhang des Bettes, Betthimmel, *Vorhaach* Vorhang; *chleehä* „klenken“, vom schwachen Läuten, wenn einem Sterbenden die Sakramente gebracht werden; *Heechlik* m. das im Rauchfang zum Dörren aufgehängte Stück Fleisch (von *heehä* hängen); *Deech* n. Gedächtnis, in der Redensart *das häb im Deech* das behalte im Sinn; *schweehä* schwenken, *Schweech* m. Schwung, *Fändlichweeher* Fahnenchwinger, Fähnrich; *Chriesistüher* m. Blattwanze (zu *stiihä* stinken); *Wiichel* n. Spitze eines dreieckigen Ackers, der in einen andern hineinragt; *Chüüchlä* Kunkel; *tüühä* dünken; die Redensart *b'seecht und b'süücht* d. h. nachdenklich, betrübt, wörtlich „besenkt und besunkt“ (für „besunken“).

Sagt der Obersaxer *chränkch* krank, also mit mundartwidrigem *-nkch*, dann ist zu bedenken, daß dies ein neu eingeführtes Wort ist — das alte Wort ist *siech*. Sagt er *dankchä*, ebenfalls mit *-nkch*, so ist das eben ein Neuling für die echt mundartliche Wendung *vergält's Got sägä*. Neben dem mundartechten sächlichen Wort *Wiichel* Spitze eines Ackers (s. o.) steht ein männliches Wort *Winkchel* Winkelmaß, gesprochen mit *-nkch*, *Geerwinkchel* dreieckiger drehbarer Winkel, *Spüüsewinkchel* Platz des Brautpaares am Hochzeitsmahl. Solche vom Standpunkt der Mundart aus „falsche“ Formen sind wahrscheinlich aus andern Mundarten (aus dem Rheintal) oder aus der Schriftsprache entlehnt.

Auch in Davos, im Prättigau, im Schanfigg, im Avers nimmt die Zahl solcher mundartwidriger *-nkch* zu. In Klosters sagt man *chränkch* krank, aber — noch mit mundartechten Lauten — *chraach* (mit verdumpftem *a*) für gliedersteif, gebrechlich; mein Gewährsmann ist sich nicht bewußt, daß *chraach* eigentlich das

Wort „krank“ ist. Auch aus dem Schweizerischen Idiotikon ergibt sich, daß im Prättigau für die (wohl erst in neuerer Zeit aufgekommene) Bedeutung „krank“ die Form mit *-nkch* gilt¹⁵. In Churwalden hörte ich z. B. aus dem Munde eines Jungen einerseits *tuuchel* dunkel, *i deiche* ich denke, andererseits *Bankch*.

Anders verhalten sich Rheinwald, Vals, Safien, Tschappina und Mutten (auch das Kleine Walsertal): an diesen Orten ist die Aussprache als Reibelaut auf ganz wenige Wörter eingeschränkt und in der großen Mehrheit der Wörter gilt die Aussprache *-nckh*. Die Wörter, welche hier mit *ch* gesprochen werden, sind zumeist nur *aache(n)* Anken machen, *Aachchübji* Ankenkübelein (statt Anken selbst wird Schmalz oder Butter gebraucht) und *Chuuchla* Kunkel (doch ist die Sache und das Wort im Schwinden). Im Rheinwald sagt man auch *Chnuuchla* f., *Chnuuchli* n. für den Fadenknäuel (Nebenform zu *Chluuchla*, *Chluuchli* < *Chlunchla*, *Chlunchli*). Für Safien bezeugt den Reibelaut auch der Ortsname *Bääch* für *Bänk* (der Grundbedeutung nach ein in Bänken, „Terrassen“, abfallender oder auslaufender Berghang^{15a}). Man sagt ja *ds Vrooni uf Bääch* und *mr gäänt uf Bääch* (nicht „bei, an, zu“), dagegen mit deutlichem Unterschied *dr Hans Peeter bir Muurä* und *mr gäänt zur Muurä*, auch *dr Wieland bim Turä* und *mr gäänt zum Turä*. Ein alter Zeuge für Valendas ist der Name des (einzigen) Wirtshauses *Bäächli* für *Bänkli* Bänklein. *We-wr uf ds Bäächli gä na halb Liter nä?* schlägt einer vor, oder es fragt einer: *Bist gester Abet au uf em Bäächli gsi?* Die Wendungen (mit *uf*) lassen noch deutlich die ursprüngliche, jetzt freilich vergessene, Bedeutung „Bänklein“ erkennen. Vor dem Wirtshaus, unter der Holzlaube des Schulhauses, ist eine auf Kosten der Gemeinde erstellte und erneuerte Bank, vor Wind und Wetter geschützt, auf der die Bauern am Abend und am Sonntag sitzen und plaudern: dieses *Bäächli* ist sicher ursprünglich gemeint. Prof. Joos, dem ich diese Kenntnisse verdanke, glaubt eher an die Bänklein im Wirtshaus selber.

In Vals sagt man auch noch *es chleecht* (von mhd. *klenken* klingen machen), wenn der Mesner mit einem kurzen Glockenzeichen ankündigt, daß die Wegzehrung zu einem Kranken getragen wird. Von einem Valser oder besser Valler Kantonschüler habe ich vernommen, er würde zwar *stüiche(n)*, aber *trinkche(n)*, also jenes mit *ch* und Dehnung des *i*, dieses mit *-nkch*, sagen, und so bestätigt es mir Dir. Jörger.

Sicher galt an den genannten Orten ursprünglich der Reibelaut *ch* allgemein. Die Wörter mit *-nkch* haben die mundartwidrige Form erst neuerlich erhalten durch Einfluß des Schriftschweizerischen und der Rheintaler Mundart. Die Übernahme dieser Aussprache erklärt sich besonders leicht, da die meisten betroffenen Wörter von der Mundart nur in beschränktem Maße gebraucht werden: „trinken“ und „tränken“ ist z. B. durch „saufen“ und „saufen lassen“ ersetzt, „Bank“ durch „Stuhl“. Die Neuerung erklärt man aus dem Paßverkehr von Chur und Thusis herauf. Vom Rheinwald konnte sie infolge des erheblichen Verkehrs jederzeit nach Vals und Safien gelangen, nach Safien auch von Tschapina, hierher wie nach Mutten unmittelbar von Thusis (das nur geringen walserischen Einschlag hat und dem der gewaltige Paßverkehr seit altem die deutsche Mundart des Rheintals hertrug). Das abgeschlossener und selbständigere Avers blieb von diesem frühern Eindringen des *kch* frei¹⁶.

Eine weitere Eigentümlichkeit, die Haupteigentümlichkeit des Walserdeutschen, soll zunächst durch die Ortsnamen *Valsch*, *Aversch*, *Chüblisch* (Vals, Avers, Küblis) angedeutet werden: nämlich zahlreiche Fälle der Vertretung des *s* durch den *sch*-Laut.

Diese Erscheinung gehört in einen größeren Zusammenhang hinein. Der Übergang *s* > *sch* macht sich seit der mittelhochdeutschen Zeit auf dem ganzen hochdeutschen Gebiete (z. T. auch auf niederdeutschem) bemerkbar, aber nur in bestimmten Stellungen und Verbindungen. Wörter wie *smecken*, *snell*, *slagen*, *swarz* erscheinen seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts in den Formen *schmecken*, *schnell*, *schlagen*, *schwarz*. Die Lautgruppen *st* und *sp* spricht die große Mehrzahl der Deutschen im Anlaut mit dem *sch*-Laut, z. B. *Stein*, *Sprache* (gesprochen mit *sch*-Laut), die alemannischen und andere Mundarten haben *sch* auch im Inlaut und im Auslaut, z. B. *Kischte*, *ischt*, *Eschpe*. Eine Anzahl von Fällen des Überganges *rs* > *rsch* sind auch von der Schriftsprache aufgenommen worden, z. B. *barsch* < mhd. *bars*, *Bursche* < mhd. *burse*, *Kirsche* < mhd. *Kirse*, auch ein Fall des in Mundarten ebenfalls häufigen Überganges *ls* > *lsch*, nämlich *feilschen* < mhd. *feilsen*.

In den Walliser Mundarten ist das *s* in weitgehendem Maße über das sonstige alemannische Verfahren hinaus zum *sch*-Laut

geworden¹⁷, in einzelnen südlichen Außenorten am Monterosa sogar ganz allgemein, andernorts nur unter bestimmten Bedingungen, so auch in den bündnerischen Walsermundarten.

Die „bestimmten Bedingungen“ sind freilich noch nicht so ganz bestimmt.

Sicher hat ein vorhergehendes oder folgendes *i*, häufig auch *e* den Übergang *s* > *sch* bewirkt. Zum Beispiel neben *Huus* Haus steht die Mehrzahlform *Hüüscher* mit *sch*-Laut (die geht eben auf ahd. *hūsir*, mit *i* in der Endung, zurück) und die Verkleinerungsform *Hüüschi* ebenfalls mit *sch*-Laut; neben *Fuks* Fuchs die Mehrzahlform *Füksch* mit *sch*-Laut (ahd. *fuhsi* mit *i*); neben *Muus* Maus die Mehrzahlform *Müüsch* mit *sch*-Laut (ahd. *müsi*). Auch in andern Fällen erweist sich nachfolgendes *i* als Bedingung für Eintritt des *sch*-Lautes, z. B. in den Fürwörtern *schii* sie (ahd. *siu*), *schii(n)* sein, *schich* sich, *ünsch*, *insch*, *iisch* uns (ahd. *unsih*), ferner bei *böösch*, *beesch* (ahd. *bōsi*), *Böösch* f. blöde, geflickte Stelle, *Cheesch* Käse (ahd. *chāsi*), *Gemschä* Gemse (ahd. *gamiza*), Mehrzahl *d'Gemschi*, *Eschil*, *Eschel* Esel (ahd. *esil*), *sekschi* sechs (ahd. *sehsiu*), *Chüschschi* Kissen (ahd. *chussiin*). Vorausgehendes *i* bestimmt offenbar den Übergang *s* > *sch* in Wörtern wie *Iisch* Eis, *gällands Isch* Glatteis, *iischig* eisig, *Büschä* dünne Schneeschicht, *Wiisch* Weise, *zittäwiisch* zeitweise, *d'Wiisch triübä* sich so gebärden, *wiischä* nachweisen; vorausgehendes *e* bewirkt den Wechsel *s* > *sch* in der Genitivendung *-es*, z. B. *Tagsch* Tages, *Gaschtsch* Gastes, *Tüüfelsch* Teufels, *Bokchschi* Bockes, *Wiüsch* Weibes, auch in den auf Genitiven beruhenden Ausdrücken *allsch* durchweg, immer, *mitsch* mitten, *Güotsch* etwas Gutes, Zuckergebäck, *epes Schönsch* etwas Schönes. Der Einfluß des vorangehenden Lautes zeigt sich auch bei *Wäschamji* n. (mit *sch*) neben *Wasa* m. (mit *s*) Rasen, in dem Spielausdruck *ds Wäschamji stächä*¹⁸. — Die Fälle und Bedingungen für diesen Übergang *s* > *sch* sind damit nicht erschöpft.

Natürlich beobachtet man nicht selten ein Schwanken zwischen mundartechter *sch*-Aussprache und eigentlich mundartwidrigem *s*-Laut. Die Form *Chääs* z. B. hört man vielleicht da und dort ebenso häufig wie die Form *Chääsch*, vielleicht sogar häufiger, natürlich unter dem Einfluß nichtwalserscher und schriftsprachlicher Redeweise.

Es wäre sehr bedauerlich, wenn diese eigenartige Lautgebung schwände und verschwände. Sie bedeutet nicht nur ein höchst charakteristisches Kennzeichen unserer Walser Mundart gegenüber der Rheintaler Mundart, sondern auch die Haupt-eigentümlichkeit der Walliser Mundart, den Hauptunterschied zwischen der Walliser und der Berner Schwesermundart (wenn die Erscheinung auch in einzelnen Fällen auf die Berner Seite hinüberreicht, in ganz wenigen Fällen sogar weit in den Norden der Schweiz). Weit ab vom Wallis und den bündnerischen und vorarlbergischen Walserorten erscheint diese Aussprache des *s* als *sch* in den südlichsten bayrischen Mundartgebieten, z. B. in Kärnten, kurz gesagt und zusammengefaßt im ganzen Südstreifen deutscher Mundarten alemannischen und bayrischen Anteils. Der urdeutsche *s*-Laut hatte schon eine gewisse Verwandtschaft mit dem *sch*-Laut; dieses *s* wurde weiter hinten gebildet („artikuliert“) als unser *s*. Wurde die Aussprache („Artikulation“) nach vorne verschoben, entstand das in der Schriftsprache gebräuchliche *s* (das urdeutsche *s* fiel in diesem Fall mit dem *s* zusammen, das durch die hochdeutsche Lautverschiebung aus *t* entstanden war, z. B. in *bißan* < *biitan* beißen). Wurde dagegen die „Artikulation“ nach hinten verschoben, dann entstand aus dem urdeutschen *s*-Laut der *sch*-Laut (und der Laut fiel mit dem aus urdeutschem *sk* entstandenen *sch*-Laut zusammen, der in Wörtern wie *Fisch* < *fisk* vorliegt). Vielleicht erklärt sich die besonders starke Verbreitung dieser zweiten Aussprache in dem Südstreifen deutscher Mundarten durch romanischen Einfluß, wohlverstanden nicht der Vorgang an sich, sondern die Verstärkung einer schon in der ehemaligen deutschen Aussprache liegenden Eigenart¹⁹.

Eine weitere Besonderheit (die freilich vom Bernischen bis ins Glarnerland hineinreicht) bilden dem Rheintalischen gegenüber die walserischen Wortformen *Flöüge(n)*, *Fläige(n)* Fliege, *töüff*, *töiff* tief gegenüber den rheintalischen Formen *Flüüge(n)*, *tüüff* usw.: im Walserischen „gebrochene“ Form des unumgelauteten ahd. *iu* (vor Kehl- und Lippenlauten)²⁰.

Bis dahin sind vier Gruppen sprachlicher Erscheinungen herausgehoben: 1. die Zeitwortformen *du geischt*, *steischt*, *er geit*, *steit*, 2. die Weiterverschiebung der Lautfolge *nk* (*triichen*, *Wiichel*), 3. die zahlreichen Fälle der Vertretung des *s* durch den

sch-Laut (*Gemschi, böösch*), 4. die „gebrochenen“ Formen mit *öü* für *üü* (*Flöüge, töuff*). Diese vier Gruppen stellen die Eigenheiten des Hochalemannischen oder Höchstalemannischen oder Oberalemannischen dar (dessen Bereich vormals viel ausgedehnter war, was sich aus mannigfachen Resten der „typischen“ Erscheinungen im nördlichen Teil des Südalemannischen ergibt); in Graubünden sind das die am meisten ins Ohr fallenden Hauptmerkmale walserischer Rede-weise im Gegensatz zur rheintalischen.

Andere kennzeichnende Züge und Altertümlichkeiten.

Wesentliche und auffallende Unterschiede zeigen sich auch in der Entwicklung der Kehllaute (Gutturale); nur ein paar Hauptzüge können hier (neben dem schon über *nk* Erwähnten) angedeutet werden.

Urdeutsches anlautendes *k* erscheint im Walserdeutschen als *ch*, als Gaumen-Sauselaut mit Reibungsenge am vorderen oder hinteren Gaumen (velare oder palatale Spirans), dagegen im Deutschen des Rheintals (mit Ausnahme von Jenins²¹ und eines Teils der Fünf Dörfer) als *kh*, als behauchter stimmloser Verschlusslaut (aspirierte Fortis): dort heißt es *Chalp*, hier *Khalb*, so auch (die Formen stammen aus Obersaxen und Maienfeld) *Ch(ü)uwä:Khue, Chopf:Khopf, Chunscht Kunst:Oofekhunscht Kunstofen, Chranz:Khranz, Chriz:Khrüz, Chegel:Kheegel, Chellä:Khele, Chibel:Khüübel, Chint:Khind*.

Daß im Wortinlaut und -auslaut an Stelle des walserischen Reibelautes *ch* rheintalischer Hauchlaut *h* erscheint (mit Ausnahme von Jenins und eines Teils der Fünf Dörfer), ist ein nicht minder sinnfälliger Unterschied. Beispiele (aus Obersaxen und Maienfeld): *machchä:mahe, chochchä:khohe, Chuchchi:Khuhi, Chilchchä:Khilhe, machch:mah mache* (nur mit gehauchtem Lautabsatz oder mit „reduziertem“ Reibelaut), *Lochch:Loh, Milchch:Milh*.

Urdeutsches *kk* ist im Walserdeutschen zur Reibelautverbindung (Affrikata) *kch* verschoben, im Rheintalischen erscheint einfacher Verschlusslaut *k*. Beispiele (aus Obersaxen und Maienfeld): *tekchä:teke, ferekchä:fereke* verenden, *Späkch:Späk*,

Bekch : Bek Bäcker, *Schlukch* : Schluk, *Bokch* : Bok, *märkchä* : merke, *dankchä* : tanke.

Einen ganz eigenen und sonderbaren Laut haben die Klosterser als Anlaut von Wörtern wie *Chjäs* Käse, *Chjelle* Kelle, *Chjirche* Kirche.

Kennzeichnend für das Walserische (das Südschweizerische überhaupt) ist auch häufiges *pf* anstatt *ff*, z. B. *rüepfe(n)* anstatt *rüeffe(n)* rufen, *schleipfe(n)* anstatt *schleiffe(n)* schleifen, schleppen, *schürpfe(n)* anstatt *schürffe(n)* schürfen, *schaarpf* anstatt *schaarff* scharf, *riipf* anstatt *riiff* reif, *riipfe(n)* anstatt *riiffe(n)* reifen (Formen mit vorahd. *pp* anstatt *p*: Erhaltung der westgermanischen Mitlautverdoppelung oder „Geminatio“ nach langem Selbstlaut oder nach Mitlaut.) Auch sonst sind häufig alte Doppelmitlaute („Geminaten“) nach langem Selbstlaut und nach Mitlaut bewahrt²²: es heißt (z. B. in Obersaxen) *zellä* erzählen, *welpä* wölben, *verdärpä* verderben (als zielendes, „transitives“ Zeitwort), *ärpä* erben, *chlempä* klemmen, *wentä* wenden, *kschentä* „schänden“, verderben, naschen, *heltä* neigen, *zwenkä* zwängen, *bäikkä* beugen, *saikkä* säugen; *griäzä* grüßen, *rääz* scharf.

Bei den Verschußlauten²³ kennen Walsermundarten (überhaupt südschweizerische Mundarten) ferner Verstärkung der schwachen zu kräftigen (der Lenes zu Fortes), besonders im Auslaut (Wechsel zwischen inlautender Lenis und auslautender Fortis), also *p*, *t*, *k* anstatt *b*, *d*, *g*. Beispiele (besonders aus Obersaxen) für *b > p*: *Hap* Habe, *Grap* Grab, *trip* wirf, *blip* bleib, *schrip* schreib, *Buäp* Bube, *Läup* Laub, *Chalp* Kalb; *d > t*: *fat* fade, ungesalzen, *Schmit* Schmied (dagegen Mehrzahl *Schmidä*), *Bat* Bad, *Rat* Rad, *Mat* Mahd, *bleet* blöde, *miät* müde, *lint* lind, weich, *runt* rund, *G'meint* Gemeinde; *g > k*: *Tak* Tag, *Zuk* Zug, *Plaak* Plage, *Bäärk* Berg, *Fank* Fang, *rink* leicht, *Dänk* Ding, *Zittik* (in Safien m.) Zeitung, *Chinik* König.

Diese Verstärkung (Übergang der Lenes zu Fortes) tritt auch im Wortinnern vor Geräuschlauten ein. Beispiele (aus Obersaxen): *Gaplä* Gabel, *chräplä* kratzen, *näplä* stark rauchen, *Schiplik* Schübling, *Buäpli* Bübchen, *Läupli* kleine Laube; *Atler* Adler, *Nitlä* Rahm, *brutlä* brummeln, *Naatlä* Nadel (aber Verkleinerungsform *Naadelti*, mit bewahrter Lenis *d*, weil *d* und *t* sich nicht berühren); *beklä* bügeln, *gurklä* gurgeln, *riklä* rie-

geln; *opmä* oben, *äärpepmä* erdbebnen; *Äpni* Ebene, *Wakner* Wagner, *Lukner* Lügner, *säknä* segnen, *di Äiknä* die Angehörigen.

Auch die schwachen Reibelaute (die Reibelenes) *s*, *sch* (auch *sch < s*), *ch*, *f* werden entsprechend verstärkt (in Fortes verwandelt). Beispiele (aus Obersaxen): *Glass* Glas, *Grass* Gras, *Halss* Hals, *Ziiss* Zins, *Ziissli* n. Zeisig, *Amsslä* Amsel, *liissli* leise, *Esslä* Mehrzahl zu *Esel* (mit Lenis *s*, weil *s* und *l* sich nicht berühren), *chrüüsslä* kräuseln, *Droosslä* Bergerle (aber *Drooselstüüdä* Erlenstrauch, mit Lenis *s*); *Liischsch* Läuse, *inschsch* uns, *uberwassmä* mit Gras überwachsen (*Wasä* Gras), *Bässmä* Besen, *lissmä* stricken; *flichch* flieh, *schlachch* schlag, *heechch* hoch, *rüüchch* rauh, *Zächchner*, *Zächchni* Zehner, Zehn, *zächchnä* zeichnen; *Hoff* Hof, *Briäff* Brief, *füff* fünf, *elff* elf, *Lüüffner* Bewohner von *Lüüfä* Luvis, *Griüfflä* Preiselbeere, *schnirfflä* schnüffeln, *zwüüfflä* zweifeln, ein Ratespiel machen.

Als Gegenstück sei beiläufig die im Auslaut eintretende Schwächung kräftiger Verschuß- und Reibelaute zu schwachen erwähnt^{23a}: *er gaid*, *staid*, *said*, *bliibd*, *fald*, *Grad* Grat, *chald* kalt. Die Schwächung tritt nach Brun dann ein, wenn das folgende Wort mit Selbstlaut anlautet, vorausgesetzt, daß dieses im selben Sprechtakt steht. (Andermorts, z. B. in Davos und Churwalden, ist die Schwächung nicht an diese Bedingungen gebunden.) Es heißt z. B. *Schaaff* Schafe, aber *Hescht d'Schaaf inne g'la*; *mäissä* Heu schroten, aber *Mäisiisä* Heuschroteisen; *nüt* nichts, *güt* geht, aber *dass gäid insch niid aa*; *Rik* Rücken, aber *der Rig aap* den Rücken hinunter.

An zahlreichen Beispielen für jene Verstärkung von Mitlauten läßt sich zugleich eine weitere charakteristische Erscheinung beobachten: im Walserischen ist im Gegensatz zum Rheintalischen alte Kürze vor auslautendem Geräuschlaut und in offener Silbe meist erhalten. Es heißt z. B. mit kurzem *a* *Bad*, *Bat* und *bade(n)*, im Rheintalischen dagegen mit gedehntem *a* *Baad*, *baade(n)*.

Ahd. langes *a* ist im allgemeinen in den Walliser Mundarten weniger gegen *o* hin verdumpft als in nördlicheren Gebieten des Südalemannischen²⁴. Brun verzeichnet z. B. *Waaffä* Waffe, Werkzeug, *Spraachch* Sprache, *Chlaafter* Klafter, *spaat* spät, *blaaw* blau, *Chraam* Kram: solche Wörter haben ein verdumpftes, aber nicht bis zu *oo* verdumpftes *aa*. In der Herrschaft gilt langes

offenes *o*, vor Nasenlaut langes geschlossenes *o*. Die „kurzformigen“ Zeitwörter (für „lassen, fangen, schlagen, gehn, stehn“) lauten in Obersaxen und im Schanfigg (und in andern Walsergegenden) mit leicht verdumpftem *a* (in Igis und Thusis mit reinem *a*) *laa(n)*, *faa(n)*, *schlaa(n)*, *gaa(n)*, *staa(n)*, in der Herrschaft dagegen mit geschlossenem *o* *loo*, *foohe*, (*schlaahe*), *goo*, *stoo*. Innerhalb des Walserischen gibt es mannigfache Abtönungen der *a*-Laute.

Das Walserische (überhaupt der Süden) hat alte lange *i*, *u*, *ü* auch im „Hiatus“ (vor Selbstlaut) und im Auslaut bewahrt, während im Rheintalischen Zwielaute eingetreten sind: der Walser (über die Schanfigger und Obersaxer ist noch besonders zu reden) sagt *frii*, *schniie*, *Suu*, *buuwe(n)*, nicht *frei*, *schneie*, *Sou*, *boue*.

Im Walserischen (überhaupt im Südschweizerischen) ist der Umlaut *u* > *ü* weiter durchgeführt als sonst im Oberdeutschen²⁵. Das Wort „Rücken“ heißt z. B. *Rük* oder *Rükkä*, im Rheintalischen dagegen *Ruke*. Um so auffallender ist daneben die walserische umlautlose Form *Schlussel*, Mehrzahl *Schlusslä*, für Schlüssel (Obersaxen, Vals, Hinterrhein).

Alttertümlichen Klang (besonders für ein mit dem Althochdeutschen vertrautes Ohr) geben diesen Mundarten (z. T. überhaupt dem Alemannischen) die wohlerhaltenen Endsilbensebstlaute²⁶. Schon vom 10. Jahrhundert an zeigt sich im Deutschen ein immer mehr um sich greifender Verfall der Endsilbensebstlaute; er führt zum gleichmäßigen *e*, das dem mittelhochdeutschen Schrifttum allein eigen ist. Im Süden des deutschen Sprachgebietes haben sich die alten klangvollen Endsilbensebstlaute (als Kürzen für ehemalige Längen) erhalten, im Unteren Wallis und in den südlichen Außenorten die volle Selbstlautreihe *i*, *e*, *a*, *o*, *u*, in den bündnerischen Walsermundarten im allgemeinen *i*, *e*, *a*, an einem Orte auch *u* (für altes langes *u* und *o*), — Verhältnisse, die andernorts im allgemeinen seit rund 1000 Jahren verschwunden sind. Dies hängt nach Bachmann mit der weitern Alttertümlichkeit zusammen, daß der Stärkeabstand zwischen Stamm- und Nebensilben in den Gebirgsmundarten geringer ist als im Norden, weil nämlich die Sammlung des Nachdrucktons auf die Tonsilbe nicht so weit fortgeschritten ist (vielleicht eine Folge engerer Berührung und stärkerer Mischung mit romanisch sprechender Bevölkerung).

Gute Belege für kurzes *i* an Stelle von ehemaligem langem *i* bilden z. B. Möglichkeitsformen der Vergangenheit (Formen des Konjunktivus Präteriti): ich oder er *teilti*, *aalteti*, du *teiltischt*, *aaltetischt*, sie *teilti(n)*, *aalteti(n)*. Die aus altalemannischem langem *i* hervorgegangene Endung *-i* der 1. und 3. Person Einzahl eignete ursprünglich nur den schwachen Zeitwörtern, z. B. *suächti*, *läpti*, *redeti*, *rächneti*, wurde dann aber auf die starken übertragen, z. B. *füengi* finge, *lüeßi* ließe (Klosters), und sehr häufig wurde sogar die schwache Endung *-(e)ti* verallgemeinert, z. B. (in Safien) *laufti*, *trinkti*, *schriibti*, *trägti*, *fallti*, *g'sächti* sähe, *güechti* ginge, (in Obersaxen) *likti* läge, *bifilti* befähle, *gilteti* gälte, *ferbirkti* verbärge, *ferdirpti* verdärbe, *stirpti* stürbe, *wirfti* wärfe, *brichti* bräche, *stichti* stäche, *stilti* stähle, *trifti* träfe, *bindeti* bände, *trätteti* träte, *chäämti* käme, *gääpti* gäbe. Bildungen wie z. B. die drei letztgenannten Formen stellen eine Verbindung von starken und schwachen Formen dar.

-i vertritt in Endungen auch den ahd. Zwiellaut *-iu*, z. B. in sächlichen Mehrzahlformen (von *ja*-Stämmen), wie (z. B. in Obersaxen) *Betti* Betten (ahd. *bettiu*), *Hembi* Hemden, *Kmiäsi* Gemüse, *Kschäfti* Geschäfte, *Kschepfi* Geschöpfe, *Kschossi* Schosse, *Kschpenschti* Gespenster, *Kschtelli* Gestelle, *Kwäksi* Gewächse. Diese Mehrzahlbildung auf *-i* hat sich auch auf Stämme ausgedehnt, denen *-i* ursprünglich nicht zukommt (auf *a*-Stämme): *Gibätti* Gebete, *Rächti* Rechte, *Kwäri* Gewehre, *Haari* Haare, *Jaari* Jahre, *Pari* Paare, *Liächti* Lichter, *Näschti* Nester, *Schiffi* Schiffe, *Säili* Seile, *Tiäri* Tiere, *Toori* Tore.

Solches *-i* für altes *-iu* kommt auch beim Fürwort und beim Eigenschaftswort vor (Werfall Einzahl weiblich, Wer- und Wenfall Mehrzahl sächlich): *dischi* diese (ahd. *disiu*), *aalti* (ahd. *altiu*).

Beispiele für *e*-Laute (von verschiedener Färbung) in Endsilben sind Zeitwortformen wie *wir bliibe(n)*, *dekche(n)*, *näme(n)* wir bleiben, decken, nehmen, *schii aaltent*, *freegent* sie altern, fragen. *-ä* kann (z. B. in Obersaxen als Ersatz für alle ahd. langen Endsilbenselbstlaute außer *-i*) auch in schwachtoniger Silbe seinen vollen Lautwert haben, z. B. *folgä* folgen.

Für auslautendes *a* bieten die Biegungen der Haupt- und Eigenschaftswörter Beispiele: Mehrzahlformen wie *Taga* (altalemannisch *tagā*), *Steina* (altalem. *steinā*), *Bäarga*, *Arma*,

Chnächta; ferner weibliche Wörter nach der schwachen Biegung, wie *Sunna* (altalem. *sunnā*), *Zunga* (altalem. *zungā*), *Chilcha*, *K'schwüa* Schwägerin, *Schnura* Schwiegertochter; ferner Formen des schwachen sächlichen Eigenschaftswortes, wie *s eltschta* das Älteste, *s Glüchcha* das Gleiche; ferner Umstandswörter, wie *oba* (neben *obe*), *unna*, *foorna*.

Am meisten Beachtung verdienen aber *o*- und *u*-Laute in Endsilben. Daß sich im Unteren Wallis und in den südlichen Außenorten als Vertreter von ehemaligem *ō* und *ū* noch ein gerundeter Selbstlaut findet, bald in weiter Aussprache als kurzes *o*, bald in enger als kurzes *u*, ist schon lange bekannt. Im Oberen Wallis und in den Bündner Walserorten ist *e* daraus geworden. Doch hat Bohnenberger²⁷ vernommen, in Klosters sage man den Davosern nach, daß sie „bis vor kurzem“ oder „ehemals“ unbetonte auslautende *o* oder *u* gebrauchten, z. B. *der liebo* oder *der liebu* der liebe. Schon aus Böhlers Werk über Davos²⁸ war übrigens die Tatsache solcher Endungen zu entnehmen. Er gibt in einem Namenverzeichnis für *Bernhard* die Kurzform *Bännu*, fügt dazu die Anmerkung, das *u* sei die beliebte Unterschnitter Aussprachweise, z. B. Oberschnitterisch *lindi*, *tälg'i Bira*, unterschnitterisch *lindu*, *tälg'u Biru*, d. h. weiche, mürbe Birnen, und erkennt darin eine Übereinstimmung mit der Mundart des Unteren Wallis. Bühler gibt auch als Sprachprobe aus Davos-Unterschnitt einen charakteristischen Spruch von der *Chilbi* (Kirchweih), der mir jetzt in folgender Form bestätigt wird: *Heid-er Birä feil? Guotu, lindu, teiggu, murbu, daschu* (daß sie) *en altä Mann au biße chan?*

Bei näherem Zusehen oder Aufhorchen läßt sich solches *-u* noch jetzt bestätigen, ja die Fälle lassen sich sogar noch beträchtlich vermehren. Einem alten, aber keineswegs uralten Davoser wie Seminardirektor P. Conrad sind eine ganze Reihe geläufig, ebenso Herrn Ständerat A. Laely.

Noch in den letztvergangenen Jahrzehnten brauchte man in Davos Namensformen auf *-u* hauptsächlich von großen Männern und zwar ohne Tadel (für kleine eher die Form auf *-i*). Heutzutage verwendet man Formen auf *-u*, wie *Bännu* (Bernhard, Benedikt), *Ändu* (Andreas), *Chuonu* (Konrad), *Heinu* (Heinrich), *Happu* (Kaspar), *Flüru* (Florian), *Mäschu* (Martin), nur dann, wenn man Abneigung oder Haß ausdrücken will, nur noch

in verächtlichem oder gehässigem Sinne. Die Formen sind grob, abschätzig. Gegenwärtig nennt man wohl keinen einzigen Menschen in Davos ständig so.

In Kurz- und „Kose“formen nach der althochdeutschen Bildung *Kuono*, *Berhto* haben also die Davoser Walser sicher die gerundete Aussprache des unbetonten Selbstlautes noch aus dem Heimattal Wallis mitgebracht, und sie ist bis heute am Leben geblieben.

Du bist liebu! sagt in Davos beim Hengert das Mädchen zum Burschen, oder es fragt nach einem Zwist: *Bist widerum liebu?* bist du wieder gut? (Diës nach Mitteilung von Prof. J. B. Gartmann aus Klosters). Da liegt also noch der Selbstlaut des schwachen Eigenschaftswortes (ahd. *liobo*) vor.

Ebenso ist in Davos (Unterschnitt) die Endung *-u* (für altalem. *-ō*) in den Mehrzahlformen 1. und 4. Fall des weiblichen Geschlechtes beim starken Eigenschaftswort (in „prädikativer“ und „substantivischer“ Verwendung) erhalten — altertümlicher als bei Notker um das Jahr 1000, der die weibliche Form *blindo* durch die männliche *blinde* ersetzt. Ein Kirchgangs- und Sonntagsgruß der Frauen lautet: *Ei liebi Bäsä, G'vattra, Greta, Anna* usw., die Antwort: *Au(ch) liebi Bäsä, Gotta*, — in der Mehrzahl: *Sid er au(ch) Liebu*. Dabei wurden Küsse getauscht. Man sagt zwar *mager Chüe, hübsch Chüe*, aber *d'Chüe sin magru* und *das sin hübschu*. Oder in einem Gespräch sagt A.: *Das si groß Chüe*, und B. bestätigt: *'s si großu*. Oder A.: *Das si schön Chüe*, B.: *'s si schöönu*. Dasselbe zeigt sich bei Mittelwörtern, die als Eigenschaftswörter gebraucht werden. Auf die Frage, ob man diese Tannen fällen dürfe, antwortet man: *Jaa, das si gezeichnetu*; auf die Frage, ob man jene Tannen gefällt habe, erwidert man: *Nei, das si vom Wind g'fällt*. Von Ziegen kann man sagen: *das si kauftu, di andre si sälber gezognu*, oder *das si daa gezognu*, oder *das si daa uf-gewachsnu*. Von Beeren: *das si g'läsnu*, oder *das si g'fäcktetu* ganze Zweiglein (eig. Flügel) mit Beeren abgerissen. Von Birnen (freilich nicht in Davos gewachsenen): *das si g'fallnu* oder *das si g'läsnu*. — In Klosters heißt es: *D' Geiß si hübschä, wißä*, also auch noch mit besonderer weiblicher Form, doch nicht mehr mit gerundeter Aussprache des Endvokals.

Man fragt auch *Heid-er allu?* habt ihr alle? *Feele kcheinu?* fehlen keine? Auch für „beide“ heißt die weibliche Form *beedu: 's si beedu*. Die männlichen Formen heißen *all, kchei, beed*, die sächlichen *alli, kcheini, beedi*. Bei den Zahlwörtern lauten die weiblichen Formen (mit Anlehnung an das starke Eigenschaftswort) *zweiu, driiu, fieru, füfu, säksu, zwölju, vierzechnu, sibezechnu, achzechnu, nünzechnu* (zweuzg, zweiezweuzg). Die männlichen Formen heißen *zwei, drii, fier, säks, zeche, nünzeche, zweuzg*, die sächlichen *zwei, drii, fieri, zechni, nünzechni, zweuzg*.

Beim besitzanzeigenden Fürwort gelten die weiblichen Formen *münu, diinu, schiinu, ünschu, euu, ürja* (die letzte Form auch mit Beziehung auf männliche und sächliche Wörter). *Wem g'höre die Chüe?* – *Das si münu, diinu, schiinu* (mit Beziehung auf die 3. Person weiblichen Geschlechts *ira*, Genitiv von *schii* sie), *das sin ünschu, euu, ürja*. Zur Ergänzung des Bildes seien auch die männlichen und sächlichen Formen erwähnt: *Wem g'höre die Bäum?* – *Das si müin, diin, schiin (ira), das sin ünsch, eu, ürja*. — *Wem g'höre die Schaaß?* – *Das si müini, diini, schiini (ira), das sin ünschi, eui, ürja*. Andernorts, z. B. im Rheintal, heißt es für alle drei Geschlechter gleichförmig (mit verallgemeinerter sächlicher Form) *müini, beidi, schöni*, im Schriftdeutschen und schon im Mittelhochdeutschen gilt durchwegs die Endung *-e*. Damit ist beiläufig der altertümliche Reichtum der Formen des Eigenschaftswortes in ein paar wenigen Zügen angedeutet²⁹.

Das altertümliche *-u* lebt auch beim persönlichen Fürwort. Als 3. Fall Einzahl des männlichen und sächlichen Geschlechtes erscheint die Form *mu* ihm (ahd. *imu, imo, mu, mo*), und zwar nicht nur bei volltonigem Gebrauch: *I ha mu 's g'seit* ich habe es ihm gesagt; *I ha mu g'ruofe* ich habe ihm gerufen.

Das weibliche Fürwort hat im 1. und 4. Fall der Mehrzahl die Formen *schu* und mit Nachdruck *schiiju* (ahd. *siō*): *I han schu g'see*. — *Heid-er schu allu?* habt ihr sie (z. B. die Kühe) alle? Die Form *schiiju* braucht man besonders zusammenfassend für eine Anzahl Frauen, um den Nachdruck auf das Wort zu legen, den Gegensatz zu andern Leuten auszudrücken, besonders wenn man betonen will, daß es Frauen seien: *Der Maa isch daheime gsii, schiiju* (nämlich die Weibsleute) *han-i niene g'see*,

schiiju hei g'wäsche. Ohne besonderen Nachdruck sagt man: *I han schu g'see* ich habe sie (die Frauen) gesehn, mit Nachdruck *schiiju han i niene g'see* die Weibsbilder habe ich nirgends gesehn.

Beim hinweisenden Fürwort erscheinen entsprechend die Formen *dieju* und *dischu*: *Sind's dieju? Nei, dischu*, d. h. jene, die andern.

Ich kann noch ein paar Gespräche (aus bester Quelle) bieten, in welchen solche *u*-Formen aus verschiedenen grammatischen Gruppen vorkommen.

Wo sin d'Hennä? Schi sin allu da. Feele kcheinu? Wol es fele zweiu. Gsieschu nienä? Wol jetz gsienj schu. Wie vilrenheid ier? Nünzechnu.

Wäm g'chören die Chüo? Dieju si miinu, dischu si diinu. Miinu zwölfsu sin gschäketu, diinu vierzechnu sin wißu. Zweiu sin altu, vieru sin jungu, aber guotu sin allu. Schi sin allu gliichu. Zweiu sin ungebetu „ungebende“, d. h. störrische. Dieju sin mälchu, dischu sin galtu.

D'Meitjä si liebu, aber bööschu. Sin's verhäratetu? Nei es sin ledigu. Zweiu sin hübschu, driu sin leidu. Es sin grad feißtu; schiu sin magru. Wär sin dieju beedu? Dischu driiu sin nidhiesigu, das sin frömbdu.

Du wüerst d'Meitjä au lieber gsee, wenn's hübschu, fiinu und ledigu sin. Eme alte Ledige, wie du einä bist, täti's zwar gwüß guot, wenn's bööschu und ungebetu („ungebende“, störrische) wäre! En armä Schuolmeister hätti deichi gääre zur Uswaal richu und nid armu, daß er echer ätta zume g'rüebeta Alter cheemi. Dischu cheme me wol, dieju chönnte me schiins Löönli z'starch angrüefe, daß er den Ledigespäck iisiede müoßti.

Solchen Resten voller Endsilbenlaute, besonders *-o*, *-u*, muß man weiter nachgehen. Bis jetzt ist es mir nicht gelungen, an andern Walserorten bei alten Leuten Ähnliches nachzuweisen. „Wenn man derlei Altertümlichkeiten mit einiger Aussicht auf Erfolg noch einfangen will, so ist es dazu allerhöchste Zeit, und die Sache ist in mehrfacher Hinsicht wichtig genug.“³⁰

Inlautendes *j* ist zwischen Selbstlauten in gewissen Fällen zum Verschlusslaut *g* geworden³¹, z. B. in Möglichkeitsformen von „sein, tun, haben“. In Obersaxen heißt es z. B. von „sein“: *si* oder *sigi*, *sijischt* oder *sigischt*, *si* oder *sigi*, *sijent* oder *sigent*,

sijet oder *siget*, *sijent* oder *sigent*; von „tun“: *tiägi*, *tiägisch*, *tiägi* usf.; von „haben“: *häi* oder *häigi*, *häijisch* oder *häigisch*, *häiji* oder *häigi*, Mehrzahl *häigent*, *häiget*, *häigent*. — Entsprechende Verstärkung von *w* zum Verschußlaut *b* zwischen Selbstlauten zeigt sich z. B. im Wort *Laubene*, *Laubele* Lawine, das mit ahd. *lewina* auf rom. *lavi(n)na* zurückgeht, wohl auch in dem Valser Hausnamen *Abersch-Huus*: ein Averser soll es gebaut und bewohnt haben^{31a}.

Das hinweisende Fürwort, *dische(r)*, *dischi*, hat die sächliche Form *dits* (wie im Althochdeutschen: *diz*)³². — Das Fürwort „jener“ erscheint ohne *j*, z. B. in Obersaxen *änä*, *äni*, *änts*, im Wemfall *änem*, *äner* oder *änärä*³³. — Die Form *ünsch* uns gehört zu den walserischen Leitworten^{33a}.

Joos³⁴ weist darauf hin, daß es in Walser Mundarten nicht *'s Huus*, *'s Chemi* Kamin heißt, sondern *ds Huus*, *ds Chemi*. Das sächliche hinweisende Fürwort (Demonstrativpronomen) *das* lautet eben in der unbetonten Form, die als bestimmtes Geschlechtswort (Artikel) dient, *ds* oder *ts* mit erhaltenem Anlaut, unter Umständen freilich auch *s*, also *ds Chind* oder *'s Chind*. Auch im Wemfall ist übrigens das anlautende *d* häufiger als andernorts erhalten: *us dem Huus*, in Obersaxen *üs dem Gaartä* (selten *üs em Gaartä*), während es z. B. in Chur und in der Herrschaft immer *uusem Huus* (ohne *d*) heißt.

Beim Zeitwort (Verbum)³⁵ hat das Rheintalische für die ganze Mehrzahl die selbe Endung *-end* (die Endung der 3. Person ist verallgemeinert). Obersaxen hat noch zwei verschiedene Formen, nämlich *-ent* für die 3. und darnach auch für die 1. Person, *-et* für die 2. Person (freilich wird *-ent* unter dem Einfluß von Chur auch schon in die 2. Person verschleppt): *wir sitzent*, *ir sitzet*, *sch* *sitzent*, dazu Reste einer besondern Form für die 1. Person bei den kurzformigen Zeitwörtern, z. B. *tiä wer* tun wir, *gää wer* gehn wir, *lää wer* lassen wir. In Davos (auch Versam und Valendas) lautet die 3. Person wie die 1. Person auf *e*: *wier meine*, *ier meined*, *sch* *meine*. Drei verschiedene Formen (1. *-e* oder *-n*, 2. *-et*, 3. *-ent*) lassen sich vielleicht andernorts in Bünden noch nachweisen.

Alttertümlich mutet auch der ziemlich ausgedehnte Gebrauch des Wesfalles (des Genitivs) an, da dieser Fall sonst in schweizerdeutschen (und andern) Mundarten in freier „syntaktischer“

Verwendung fast verschwunden ist³⁶. Für Davos bezeugt mir Herr Ständerat Laely noch eine ganz ansehnliche Reihe Anwendungen des Wesfalls. Auf altem Herkommen beruhen Namen für Heimwesen, Hof-, Güternamen (jetzt einfach Ortsbezeichnungen) wie *Uf Tomesch*, *Uf Niggisch*, *Uf Meinisch*, *Uf Nadisch*, *Uf Niersch* auf dem Gute des Thomas, Nigg usw., *Uf Hitzent Boden* auf dem Boden des Hitz, *Mäschen Boden*, *Mäschen Grad* Martins Boden, Grat, *Uf Wyssigen Boden* auf dem Boden der Wyssigen, d. h. der Familie Wyß (*Wyssigen*: eine alte schweizerdeutsche „Patronymikal“bildung^{36a}, wie z. B. auch *Brangerig*, *Praderig* von Branger, Prader; auch in Safien *Zisligen Alp*, Alp der Zi(n)sli, im 16. Jahrhundert mehrfach bezeugt). In der Leidbachalp ist eine prächtige Quelle, der Sankt Jakobs-Brunnen, *Dsetjaggemsch Brunne*. Dazu gesellen sich Ortsbezeichnungen, die selber von Ortsnamen abgeleitet sind, wie *ds Bärghjisch Greetji*, *ds Bärghjisch Flüe* Grätlein und Felswände am *Bärghj* Berglein; *ds Chrummsch Egg* ein Geländerücken, der sich dem *Chrumm*, einer Schlucht, entlang hinaufzieht; *Chäle-Waldsch Büdemi* ein Bödelein im *Chäle-Wald*; *Chäle-Waldsch Trügji* eine Quelle in der Nähe, früher in ein *Trügji* Tröglein gefaßt; *Zügjisch Witi* eine breite, unbewaldete Stelle, *Witi*, in einem *Zügji*, einem Lawinen-„züglein“. Von Namen und andern Bezeichnungen bestimmter Leute bildet man auch sonst (starke oder schwache) Genitive für Zugehörigkeits- und Besitzverhältnisse: *ds Gvatter Hitschisch Zitchuo* die Zeitkuh des Gevatters Hitschi; *mit ds Gvatter Valtinsch Wetzstei(n) chönnt-i(ch) au(ch) meeje* mit Gevatter Valentins Wetzstein könnte ich auch mähen; *ds Holzbursch Esel* Holsboers Esel, *ds Doktersch Buob* des Doktors Sohn, *ds Rabewürtsch Töchträ* des Rabenwirts Töchter, *ds Löwewürtsch Gäld* des Löwenwirts Geld. *I(ch) wetti*, *i(ch) hätti* *ds Bruunisch Buuch*, wünschte sich ein eßlustiger Davoser an einem Hochzeitsmahl, indem er an seine dickbauchige Kuh *Bruuni* dachte. Häufig ist der Genitiv *ds Tüüfelsch* Teufels in Wendungen wie *drfür weis i(ch) dir ds Tüüfelsch Dankch*, *das isch ds Tüüfels en Ordni*, *ds Tüüfelsch e(n) Meinig*, *ds Tüüfelsch es Tuon* ein Tun, Unterfangen des Teufels, *ds Tüüfelsch es d'Sinn chon* ein „in den Sinn kommen“, Einfall des Teufels, *ds Tüüfelsch es Ängan old A(n)fan* ein Beginnen oder Gebaren des Teufels, *mit ds Tüüfelsch Gwalt*.

Mannigfaltigen Gebrauch weist der Genetiv *desch* des, dessen auf: *Gib mier au(ch) desch* gib mir auch davon; *I(ch) will au(ch) desch* ich will auch davon; *Hescht du au(ch) desch?* hast du auch davon; *Desch git's nid bin ünsch* dessen, das, solches gibt's nicht bei uns; *Desch frässensch gääre* davon fressen sie gern; *Hest du vil Gäld? Desch han-i(ch) gnuog* hast du viel Geld? ich habe genug; *Desch hä-wer zwenig* wir haben zu wenig. Davoserisch, aber nicht mehr oft gebraucht ist *Desch chan i(ch) mi(ch) nid erinnere* dessen kann ich mich nicht erinnern; *Desch nim i(ch) mi(ch) nüd an* dessen nehme ich mich nicht an. Man sagt auch *es Morgedsch, es Tagsch, es Abedsch* eines Morgens, Tages, Abends, *da nundig es Tagsch* da jüngst eines Tages; *i(ch) bin Tagsch heichon, Nachtsch heichon* ich bin tags, nachts heimgekommen. *Morendesch* (mhd. *morendes*) heißt folgenden Tags.

Hier ist auch eine wichtige den Satzbau betreffende (syntaktische) Eigentümlichkeit hochalemannischer Mundarten (nicht aller) zu erwähnen: in prädikativer Stellung stimmt das Eigenschaftswort mit dem Beziehungswort überein (es „kongruiert“ mit diesem). Man sagt *dr Stall isch aalte, schi isch aalti, ds Huus isch aalts, d'Khint si g'schickti* sind artig, auch (in Obersaxen) *ds Chore chund im Settember khüuwes* das Korn wird im September gehauen.

Mit andern Gebirgsmundarten teilen die walserischen das sogenannte „Singen“, einen recht umfänglichen Wechsel der Tonhöhe. Da sind noch genaue Beobachtungen nötig, auch über die Schnelligkeit der Rede. Für Obersaxen stellt Brun³⁷ fest, das Sprechtempo sei äußerst langsam, ja geradezu schleppend (im Gegensatz zum Surselvischen), die Frauen sprechen im allgemeinen etwas schneller als die Männer.

Innerhalb des Walserdeutschen selbst

lassen sich — was sich übrigens schon im Vorhergehenden wiederholt gezeigt hat — mannigfaltige Unterschiede, allerlei Besonderheiten größerer oder kleinerer Bezirke oder einzelner Talschaften und Orte feststellen.

Hat man z. B. Rheinwalder und Davoser um sich, dann wird man die verschiedenen *e*-Laute beachten³⁸, die offenen der Rheinwalder, die geschlossenen der Davoser. Die Rheinwalder, AVer-

ser, Safier, Valser, Obersaxer, Muttner sagen *schwäär* schwer, *läär* leer, *Schääri* Schere, *hää*l glatt, *rääß* scharf, *Määntig* Montag, *Hääle(n)* Kesselhaken, *Strääl* Kamm, *strääle(n)* kämmen, also mit offenem (oder überoffenem) *ää* für den Umlaut von ahd. *ā*; die Davoser, Prättigauer, Arosener, Schanfigger, Churwaldner (auch die Walser in Liechtenstein und Vorarlberg) sagen dagegen *schweer*, *leer*, *Scheeri*, *heel*, *reez*, *Meentig*, *Heele(n)*, *Streel*, *streele(n)*, also mit geschlossenem *ee* (ausgenommen die Stellung vor *s*, also *Chääs*, *Hääs* Gewand, wo überoffenes *ää* gilt). Beim geschlossenen *ee* solcher Wörter, wie bei ursprünglichem, schon im Althochdeutschen vorliegendem *ē*, also in Wörtern wie *Schnee* Schnee, *mee* mehr, ist der Ausgang des Lautes so stark verengt, daß man ihn als Doppellaut (Diphthong) ansehen kann, also *Schneei*, *meei* (womit nicht volles *ei* gemeint ist, sondern langes *e* mit *i*-Nachschlag). Die Wörter *Vee* Vieh, *Schweer* Schwäher, *g'see* sehen, *g'schee* geschehen, teilweise auch *zeehe* zehn haben freilich auch in der Rheinwaldner Gruppe geschlossenes langes *e*; die gehen aber auf einen andern althochdeutschen Laut zurück, auf urdeutsches *ē* vor früh geschwundenem *h* (nämlich ahd. *fēhu*, *swēhur*, *sēhan*, *giscēhan*, *zēhan*). So handelt es sich bei scheinbaren „Ausnahmen“ immer um andere lautliche Grundlagen oder um andere Bedingungen.

In denjenigen Orten, wo hinter langem *e* der *i*-Nachschlag eintritt, klingt hinter langem *o* ein kurzes *u* nach, also *roout* rot, *wooul* wohl, hinter langem *ö* ein kurzes *ü*, also *blööüt* blöde, *Rööüteli* Rötelein, roter Würztrank.

Der Davoser sagt, mit Zwiellaut aus „nasalitem“ *a*,³⁹ *auche* für anken, buttern, *Auchhübel* Ankenfaß, *Auchmilch* Ankenmilch, aber, nicht mehr mundartecht, *Ankche* Butter, *Dankch*, *dankche*, *Gstankch*, *chast* kannst. Solches *-au-* hört man auch in Churwalden und Parpan.

Nicht nur ein solches Nachklingen eines zweiten Lautes, sondern vollständige Zwiellaute für Längen⁴⁰, nämlich *ei*, *ou*, *öü* für langes *i*, *u*, *ü*, und zwar steigende Zwiellaute (der zweite Laut hat volle Stärke, ist vielfach sogar stärker als der erste, so daß man diesen mit Zinsli als „Vorschlag“ bezeichnen kann) weist das äußere Schanfigg auf, von Peist an abwärts (aber nicht in den links von der Plessur gelegenen Orten Tschierstchen und Praden, die mit Churwalden zusammengehören). Im äußeren

Schanfigg sagt man *schreibe(n)*, *Reisblei*, *Eisch* Eis, *gleich*, auch (mit *ei* für langes *i* aus *-in-* durch Auflösung des Nasenlautes und Dehnung) *treiche(n)* trinken, *Weichel* Winkel, *Zeis* Zins, *Beisl* Pinsel, selbst in Fremdwörtern *Medizeina*, *Paradeis*, *Leisabet*.

Ebenda heißt es *Hoús* anstatt *Huus* Haus, *Mour* anstatt *Muur* Mauer, *Bouch* anstatt *Buuch* Bauch, auch (mit *ou* für langes *u* aus *-un-*) *Chouchle(n)* Kunkel, *getrouche(n)* getrunken, *gestouche(n)* gestunken. Zinsli⁴¹ erzählt von einer „Friedenszeremonie“, bei der zwei Friedensschließende die Spitzen der emporgestreckten Zeigefinger gegeneinander drücken und mit ihnen in die Höhe fahren, indem sie sprechen: *Fridouf bis ins Himmeli ouf!*

Mit *öü* für langes *ü* sagt man dort *Höüscher* für *Hüüser*, Häuser, *Höüt* für *Hüüt* Häute, *Schlöüch* für *Schlüüch* Schläuche, auch (mit *öü* für langes *ü* aus *-ün-*) *föüf* fünf.

In Obersaxen⁴² hört man auch solche Zwielaute. Dort ist der Übergang vom langen einfachen Laut zum Zwielaute (die „Diphthongierung“) nur unter bestimmten Bedingungen eingetreten und bei alt und jung verschieden weit gediehen. Solche Dinge im Werden zu sehen, ist für die Sprachwissenschaft außerordentlich lehrreich. Die Aussprache schwankt dort zwischen *i* mit Vorschlag eines *i* oder *e* und wirklichem Zwielaute *ei* in Wörtern wie *Beiji* n. Biene, *Scheijä* f. Latte, *G'schweijä* Schwägerin, *Blei* Blei; ebenso zwischen *u* mit *ü*-Vorschlag und Zwielaute *öü* (für langes *u*, *ü*) in Wörtern wie *böuwä* bauen, pflügen, *tröuwä* trauen, *Höuwä* f. Uhu, *döu* du (neben unbetontem *dü*).

Solche Zwielautebildungen dürften sich durch romanischen Einfluß erklären⁴³ (oder im Deutschen wie im Romanischen durch die Tatsache der Berührung und Mischung mit andersprechender Bevölkerung).

In Obersaxen⁴⁴ erscheint ahd. *ü* als langes *üü* „palatalisiert“ (d. h. der Zungenrücken ist gegen den vorderen Gaumen gehoben und vorgeschoben, nicht ganz so weit wie bei *i*): *Lüüß* anstatt *Luus* Laus, *Müüß* anstatt *Muus* Maus, *müüsä* anstatt *muusä* Mäuse fangen, *Gükküüser* Kuckuck, *Brüüchch* m. anstatt *Bruuch* Heidekraut, *Püür* anstatt *Buur* Bauer, *Naachchpüür* Nachbar, *süür* anstatt *suur* sauer; auch in Lehn- und Fremdwörtern: *Üür* Uhr, *Kchüür* Kur, *Müürä* Mauer, *Natüür* Natur, *Statüür* Statur.

Durch solche „Palatalisierung velarer Vokale“ (Vorrücken vom hinteren Gaumen zum vorderen), die im Wallis weitverbreitet ist, ferner in Urseren und andernorts, nimmt Obersaxen eine Sonderstellung innerhalb der Walser Mundarten Graubündens ein, die eben zur Annahme einer besondern und spätern deutschen Besiedlung, und zwar vielleicht von Urseren aus, veranlassen kann. Zur Erklärung des Vorganges⁴⁵ kann man auf die „Palatalisierung“ von mhd. *ū* an der romanischen Grenze im Elsaß und für beide Stellen auf den entsprechenden Vorgang in weiten Gebieten des Romanischen hinweisen (rom. *duur* > *düür* und dann > *diir*), der aber selber noch nicht zeitlich aufgeklärt ist⁴⁶. Dem Handbuch der rätoromanischen Sprache und Literatur von Th. Gartner, S. 140, ist zu entnehmen, daß das alte *ū* in allen romanischen Mundarten Bündens verschwunden ist, nämlich zu *ü*- oder *ö*-Lauten „palatalisiert“ worden ist, und weiter, daß (ausgenommen das Münstertal und Stalla) dafür *i*- und *e*-Laute eingetreten sind. „So ersetzen auch viele Menschen (stellt Gartner fest) fremde *ü* und *ö* durch *i* und *e*, wenn sie nicht von Kind auf jene zugleich palatalen und labialen Laute gelernt haben.“

Demgemäß mag auch eine andere Erscheinung auf romanischem Einfluß beruhen oder, besser gesagt, auf einer auch der romanischen Aussprache zugrunde liegenden Stellung und Anwendung der Sprachwerkzeuge, eine Erscheinung, die Obersaxen mit andern Bündner Orten teilt, nämlich mit Versam und Valendas, Mutten, Thusis, Masein, Sils, Schmitten: die Entrundung am Mittelgaumen gebildeter Selbstlaute (palataler Vokale)⁴⁷; sie kann freilich vom Wallis mitgebracht sein, wird aber dort auf die romanische zurückgehn, und diese wird ihre Vorstufe in geringer Rundung oder Lippenvorstülpung haben, wie sie auch in der deutschen Mundart des Wallis bei den heute noch gerundeten Lauten allenthalben zu bemerken ist.

Die *ö*-Laute sind zu *e* entrundet: *megä* mögen, können, *chennä* können, *sellä* sollen, *Bellä* m. Zwiebel, *Ort: Erter, Eerter, Wort: Werter, Weerter, beesch* böß, *scheen* schön, *reestä* rösten, *treelä* wälzen, *Schiibä treelä* Scheiben werfen (ein Spiel zur Fastnachtszeit), *fleekchä* bei nahender Gefahr die Habe in Sicherheit bringen, *heerä* aufhören, *g'heerä* gehören, hörend verstehen, *Chilchheeri* Pfarrgemeinde, *steerä* stören, Wild aufstöbern, *üff*

d'Steer gaa in fremde Häuser zur Arbeit gehn gegen freie Kost und geringen Entgelt; auch in Lehn- und Fremdwörtern, z. B. *Cheel* Kohl, *Feenä* m. Föhn, *närwéeß* nervös.

Die *ü*-Laute erscheinen zu *i* entrundet: *Fili* Füllen, *Gillä* f. Jauche, *fillä* füllen, *Hitschschä* Hülse, *dir* dürr, *Tir* Türe, *schirpfä* schürfen, *firtä* fürchten, *birstä*bürsten, *First* Fürst, *Birger* Bürger, *wirkä* würgen, *Birk* Bürge, *stirmä* stürmen, *zirnä* zürnen; *Chinik* König, *tinn* dünn, *Minz* f. Kleingeld, *Sint* Sünde, *winschä* wünschen, *rimpfä* rümpfen, *chintä* künden, *d'Chindi wissä* Weg und Steg kennen, *ergrindä* ergründen, *chrimpä* krümmen, *fiiff* fünf; *Hittä* Hütte, *schittä* schütten, *plitschä* Flachs brechen, *litzel* wenig, *nitzä* nützen, *umstitzä* umfallen, verrecken, *klistä* gelüsten, *ristä* rüsten, *Schisselä* Schüssel; *erchlipfä* erschrecken, *chnipfä* knüpfen, *Stiir lipfä* Steuer erheben, *stipfä* stoßen, *Chrippel* Krüppel, *griplä* grübeln, *ibel* übel, *Chibel* Kübel, *Schiplik* m. Schübling, Speckwurst, *hipsch* hübsch, *liftä* lüften; *Rik* Rücken, *Tikch* f. Tücke, *bikchä* bücken, *Mist üßrikä* Mist ausführen, *Trichts* Gedrucktes, *Likchä* f. Scharte in der Axt, *Bikschä* Büchse, *Zigel* Zügel, *Brigel* m. Sägeklotz, großer Mensch, großes Tier; Beispiele mit langem *ü* aus *üü*: *Billä* Beule, *ziinä* zäunen, *Ziinik* f. Umzäunung, *hiinä* heulen (vom Fuchs).

Die Entrundung zeigt sich auch bei den Zwielaute, z. B. *äi* für *öü*: *pschäibä* zuschließen, verkorken, *Pschäibi* f. Murmeltierhöhle, *täiff* tief, *Täiffi* Tiefe, *fläigä* fliegen, *Fläigä* Fliege; ferner *iä* für *üä*: *wiättä* wüten, *siäß* süß, *wiäst* wüst, *niächter* nüchtern, *ds Ernichtärä* Schnaps, den man vor dem Frühstück trinkt, *fiärä* führen, *riärä* rühren, *Chääßrierer* Tannzweig, mit dem die Milch umgerührt und zum Brechen gebracht wird, *priärä* berühren, *schniärä* schnüren.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Tatsache, die Joos anführt als Neigung, „aus den Diphthongen *eu* und *au* getrennte Einzelvokale zu machen“⁴⁸. In Versam, Valendas, Obersaxen und andernorts ist nämlich in Wörtern wie *fräuwä* freuen, *Fräut* Freude, *Häu* Heu, *häuwä* heuen, *sträuwä* streuen, *Sträuwi* f. Streue (gegenüber sonst geltendem *Fröüd*, *Höü*) der erste Bestandteil ein *ä* (so in Obersaxen, dagegen weniger offen, also eher *e*, an den andern Orten), der zweite ein *u* (ein offenes, nur leicht nach *ü* hin gefärbtes; „Labialisierung“ *äi* > *äu*). — Ebenso wird das *äu* gesprochen, das (durch „Palatalisierung“, s. oben)

aus *ou*, *au* entstanden ist, also z. B. in *Fräu* Frau, *Bäum* Baum, *Toottebäum* Sarg, *Gaarebäum* Walze am Webstuhl, worauf das Garn gewunden wird, *Träupf* n. Traufe, *Läuch* Lauch, *Räuch* Rauch, *Läugä* Lauge, *häuwä* hauen, *Häuwä* f. Haue, *kschäuwä* beschauen, *Täu* Tau, *Äu* f. Mutterschaf, *Sträu* n. Stroh, *räu* roh, ungekocht, *räuwi Nitlä* ungeschwungener Rahm.

Auch bei den Selbstlauten in Vorsilben⁴⁹ lassen sich innerhalb des Bündner Walserischen Unterschiede beobachten (es wäre da aber noch vieles erst recht zu erforschen), z. B. zweierlei Verfahren in der Behandlung der Vorsilben *ge-* (ahd. *ga-*, *gi-*) und *be-* (ahd. *bi-*): *getruuche(n)* getrunken, *gedeicht* gedacht, *gebrunge(n)* gebracht, *gefaare(n)* gefahren, *gegeee(n)* gegeben, *gerechnet*, *getaa(n)*, auch *berichte(n)*, *bechenne(n)*, *behaalte(n)*, *bezale(n)*, also Formen mit erhaltenem Selbstlaut *a*, *i*, *e* (besonders vor Verschlusslaut) gelten in Davos, Klosters mit dem obern Prättigau, in Langwies mit dem übrigen Schanfigg; auch in Avers heißt es mit altertümlichem *bi-* zum Beispiel *bitäärza* entgelten: *er muos es scho no(ch) bitäärza*. Dagegen haben die andern Orte den Selbstlaut beseitigt: *truuche(n)*, *teicht*, *prunge(n)*, *praacht*, *kfaare(n)*, *gää(n)*, *taa*, *krechnet*, auch *prichte(n)*, *p'chenne(n)*, *p'haalte(n)*.

Ebenso bemerklich macht sich die verschiedene Behandlung der unbetonten kurzen Selbstlaute mit folgendem *n*⁵⁰: an den einen Orten heißt es, mit *e* in der Endung, *triiche(n)*, *triichent*, *truuche(n)*, an andern Orten dagegen, ohne Vokal, mit *n*, *triichn*, *triichnt*, *getruuchn*. Diese Formen mit *-n* sind im Rückgang, am lebenskräftigsten noch im Prättigau und Schanfigg, teilweise in Davos, ferner bei der älteren Bevölkerung in Mutten; dagegen im Rheinwald, in Safien, Vals, Obersaxen, Versam, Valendas gelten (vorherrschend oder durchwegs) die Formen auf *-e* oder *-ä*.

Entsprechend sind behandelt die Wörter Eisen: *Iisn*, *Iise(n)*, offen: *offn*, *offe*, Abend: *Aabnt*, *Aabe(n)t*, ebenso die Wörter mit Sproßlaut⁵¹ zwischen *r* und auslautendem *n* oder *m*, z. B. gern: *gäärn*, *gääre(n)*, fern: *fäärn*, *fääre(n)*, morgen: *moorn*, *moore(n)*, Garn: *Gaarn*, *Gaare(n)*, Farn: *Faarn*, *Faare(n)*, Dorn: *Doorn*, *Doore(n)*, Kern: *Chäärn*, *Chääre(n)*, Korn: *Choorn*, *Choore(n)*, Horn: *Hoorn*, *Hoore(n)*, Zorn: *Zoorn*, *Zoore(n)*; ferner solche mit *-m*, z. B. warm: *waarm*, *waare(m)*, Arm: *Aarm*, *Aare(m)*, Darm: *Daarm*, *Daare(m)*, Wurm: *Wurm*,

Wure(m), sturm (betäubt, betrunken): *sturm*, *sture(n)*, Turm: *Turm*, *Ture(n)*.

Natürlich gibt es auch im

Satzbau

allerlei Eigenheiten und Sonderbarkeiten aller oder einzelner Walsermundarten.

In Safien stößt man z. B. auf folgende alltägliche, wiewohl sonst dem deutschen Ohr sonderbare Satzart: *I(ch) schäme(n)-tät-mi(ch)* ich schämte mich, ich würde mich schämen; *I(ch) meine(n)-tät*, *es güechti* ich würde meinen, es ginge; *I(ch) chause(n)-tät au(ch) eins* ich würde mir auch eines kaufen (ein Fahrrad, wenn ich fahren könnte); *Mir g'hööre(n)-täted 's nit* wir würden es nicht hören (das Auto, wenn es ins Tal käme); *Mir b'halte(n)-täted ne scho(n)* wir behielten ihn schon noch (einen Knecht, der abreisen will); *Mir chönnted goo(n) — er b'züche(n)-täät üs g'hand* er würde uns leicht einholen; *Sust chenne(n)-tät er di(ch) sofort* sonst erkannte er dich sofort; *ds Chessi mueß us Chupfer sii(n) — sust halte(n)-tät's nid* sonst hielte es nicht; *Jetz gä(n)-tät's es dänn* es gäb's jetzt dann, jetzt wären wir dann so weit; *Mi(ch) butze(n)-tät's jetzt* es brächte mich jetzt um; *Am Donschtigmorge(n) kriege(n)-täte(n)-si's* sie bekämen es.

In Safien erklingt diese Wortfolge Tag für Tag, fast in jedem Gespräch. Sie ist auch im Rheinwald und in Vals (*i gaa(n) täti = i(ch) güechti oder güengi*), in Versam geläufig, hingegen nicht in Davos, Klosters, Schanfigg, Obersaxen (soviel meine Erkundigungen bis jetzt ergeben haben). Es ist vielleicht eine Eigenheit der Rheinwaldergruppe.

Im Schweizerdeutschen heißt es sonst (wohl durchweg): *i(ch) tät mi(ch) schäme(n)*, *mir täted ne b'halte(n)*, entsprechend der neuhochdeutschen Wortfolge im Satze, die das gebeugte Zeitwort im Hauptsatze an die zweite Stelle verweist. Die Wortfolge *i(ch) schäme(n)-tät mi(ch)*, *mir b'halte(n)-täted ne* ist beachtenswert als ein Zug sonderbarer Freiheit von einem sonst dem deutschen Sprachgefühl und Sprachbewußtsein unwiderstehlich scheinenden „syntaktischen“ Zwang. Der Verstoß gegen die regelrechte Wortfolge ist übrigens ganz gering, so sonderbar jene Sätze anmuten. Die Prädikatsgruppe oder -masse steht ja am gewohnten

Platz, an zweiter Stelle, und nur innerhalb der Gruppe ist eine Umschaltung vollzogen oder besser eingetreten. Die Wortfolgen *meine(n)-tät*, *chenne(n)-tät* sind vielleicht nicht viel mehr als Umschreibungen für Konjunktivformen wie *meinti*, *chennti*.

In Safien (auch sonst in Bünden) hört man nicht selten Zwieverbfügungen folgender Art: *Sölle(n) sett er scho(n)!* er sollte freilich, eigentlich sollen sollte er schon; *Welle(n) wend schi's rächt mache(n)* sie wollen es schon recht machen; *Welle(n) wett i(ch) Si nid loo(n) verhungere(n)* ich wollte (möchte) Sie fürwahr nicht verhungern lassen! *Tue(n) tuet si ne(n) nüt* die Katze tut den Hühnern nichts, sie schreckt sie nur. Aus Obersaxen zeichnet Brun⁵² auf: *si(n) bisch scho en Chogä*. Ganze „Paradigmen“ solcher „Gradation des Verbuns durch Verdoppelung“ gibt Bühler⁵³. Beispiele, in denen *siin* als „infinitivus absolutus“ lediglich verstärkend neben einer andern Form des Verbs steht, findet man auch im Schweizerischen Idiotikon⁵⁴, aus Davos z. B.: *Sie bin-i(ch)* ich bin, in Wahrheit bin ich; *Sin ist-er en Häxe(n)narr* er ist fürwahr ein Erznarr; *Sin siin cham-ma(n)* man kann sein; aus dem Prättigau: *Siin ist das doch e(n) wunderli(ch) Hübschi!* das ist doch fürwahr eine erstaunlich Hübsche; *Siin bist doch suuber nüüd!* zu einem schwächlichen, trägen, ungeschickten Menschen.

Die Erscheinung ist mit der vorher erwähnten (*i meine(n)-tät*) verwandt. Die beherrschende Vorstellung verschafft sich noch stärkere Geltung im Satz, hier durch Voranstellung und Wiederholung, durch Angleichung des gebeugten Hilfszeitwortes an das in der Grundform stehende Zeitwort: anstatt *sölle(n) tät er* heißt es *söllen sett er*.

Eine weitere Sonderheit der Wortstellung, die einem in Safien und in andern Walsergegenden immer wieder ans Ohr klingt, mögen ein paar Beispiele vertreten: *Es het kei mee Suppe(n)* es hat keine Suppe mehr; *Mer hend kei mee Broot* wir haben kein Brot mehr; *Wend Si kei mee Tatsch?* wollen Sie keinen Tatsch mehr? *Es rinnt kei mee Wasser* es rinnt kein Wasser mehr; *Es sind kei mee Spuure(n)* es sind keine Wegspuren mehr; *Es sind kei mee Tschööpe(n) g'sü(n)* es waren keine Kittel mehr da (als die Zwerge wieder kamen).

Die Gruppe *kei mee* ist eben sehr häufig, z. B. in Fällen wie: *Säg mer no(ch) e paar Näme(n) — I(ch) weiß kei mee*.

Das *kei* zieht offenbar auch in den andern Fällen das *mee* an, begrifflich und vielleicht auch „rhythmisch“: *kei mee Wasser* anstatt *kei Wasser mee*.

In Walsergegenden, z. B. im Rheinwald und in Vals, sagt man: *Gang ga(n) Wasser!* geh Wasser holen (also mit Weglassung des Zeitworts in der Grundform); *er ist ga Chriis* er ist Reisig suchen gegangen. In Hinterrhein hört man auch: *Gang('s) ga dernáa* = *Gang's ga hole(n)* geh es holen. Das Idiotikon⁵⁵ verzeichnet auch Sätze wie: *Jetz we-wer Gebse(n) ga dernah* jetzt wollen wir Gebsen holen.

Sonderbar ist in Davos folgende Anwendung des dritten Falls (des Dativs): *Jetz ga-wer im Bett* jetzt gehn wir ins Bett, zu Bette; *I(ch) will im Bett* ich will zu Bette gehn; *Gang im Bett* geh zu Bette, leg dich ins Bett, ebenso sonderbar in Obersaxen und besonders in Vals die Vertauschung der ersten mit der zweiten Person im dritten und vierten Fall der Mehrzahl beim persönlichen Fürwort⁵⁶: nämlich in Vals kann *biän ichch* nicht nur „bei euch“, sondern auch „bei uns“ bedeuten (wenn der Ton auf dem Fürwort liegt, heißt es richtig *bin üntsch*), und in Obersaxen hört man die Redewendung: *ferchume zuen ichch!* willkommen zu uns, auch *dass nützt nichch nit* das nützt uns nichts.

Jetzt mögen noch als Beispiel für den Reichtum walserischer Wortbildung

die Verkleinerungsformen

herhalten — damit bietet sich auch nochmals Gelegenheit zu einer Gesamtschau über unser Walsergebiet. „Diminutiva“⁵⁷ sind im Walserdeutschen, wie überhaupt in Gebirgsmundarten, ganz außerordentlich häufig, nicht nur im Sinne wirklicher Verkleinerung, sondern auch als Träger der Zärtlichkeit und Liebkosung, zur Mitteilung verschiedener Gefühlswerte: Liebe, Mitleid, schonende Rücksicht, Tadel, Spott, Verachtung, Unwillen werden durch „Diminuierung“ ausgesprochen⁵⁸. Bühler⁵⁹ bietet eine reichhaltige Sammlung von Verkleinerungswörtern aus der Davoser Mundart und hebt die Mannigfaltigkeit der Bildungsweisen hervor, die ihr im Gegensatz zur Mundart des Churer Rheintals eigen seien.

Die fürs Walserische eigentlich kennzeichnenden sind die auf *-ti* und *-alti* (*-elti*), *-tschi* und *-schi*; dazu kommen solche auf *-li* oder *-ji*, ferner auf *-i*.

-ti tritt nur an auslautendes *-l* an: *Esalti* Eselein, *Vögalti* Vöglein, *Sträffalti* Heuschrecklein, *Bei(n)-Chübalti* Rohrstiefelchen, eig. Beinkübelchen, *Sudalti* Schmierheftchen, *Hegalti* Taschenmesserchen, *Nägalti* Nägelchen, *Leffalti* Löffelchen, *Zug-Spiagalti* kleines Fernrohr, *Auga-Spiagalti* Brillchen, *Chräbalti* Krällchen, Kläuchen, *Tobalti* kleines Rüfirinnsal, *Hubalti* Hügelein, *Näbalti* Nebelchen. In solchen Wörtern wurde *-alti*, *-elti* fälschlich (anstatt *-ti*) als verkleinerndes Anfügsel empfunden und dann weiterhin zur Verkleinerung verwendet: *Buebalti* Bublein, *Meitelti* kleines Mädchen, *es ziärs Wübelti* ein hübsches Weibchen, *Hüdalti* weibliches Kälbchen (von *Hüdi* n. weibliches Kalb), *Gitzalti* n. Zickelchen (von *Gitzi* Zicklein), *Chatzelti* Kätzchen, *Lattuachjalti* Eidechselein (von *Lattuachji* n. Eidechse), *Alpalti* Älplein, *Gepsalti* Milchgeschirrchen (von *Gepsa* f. Milchgeschirr), *Geltalti* Wasserkübelchen (von *Gelta* f. Wasserkübel), *Burdalti* Heubürdelein (von *Burdi* f. Heubürde).

Aus diesem *-elti* ist wohl durch Umstellung *-etli* in *Tannetli* Tännchen, *Pfijfjetli* Pfeifchen entstanden (Obersaxen).

Die Verkleinerungssilbe *-tschi* ist aus *-tsi*, *-zi* entstanden. In Obersaxen heißt es z. B. *Mantsi* (verächtlich) Männchen, *Luntsi* Leonhard (oder Leontius?), in Vals neben *Huntschi* auch *Hunzi* (nach Dr. Jörger für ein noch lieblicheres Hündlein), ferner *Hüenzi* Hühnlein, *Stäärzi* „Sternlein“, Fleck auf der Stirne von Tieren (und dieses *-tsi*, *-zi* ist an die althochdeutschen Kurz- und Kosenamen auf *-zo*, wie *Kuonzo*, anzuschließen). Diese Ableitungssilbe eignet, z. B. in Obersaxen, neben einigen Wörtern für Lebewesen besonders kindersprachlichen Bildungen. Beispiele (aus verschiedenen Orten): *Beintschi* Beinlein, *Hantschi*, *Hentschi* Händlein, *Raintschi* Rainlein, *Chnüdartschi* Geschwürchen (zu *Chnüdar* Geschwür), *Beretschi* Beerchen (zu *Beri* Beere), *Brüatartschi* Bruthennelein (zu *Brüatari* Bruthenne), *Chüatschi* Kühlein, auch in Namen, wie *Liantschi* (von *Lieni* Leonhard), *Bätschi* (zu Kaspar), *Bäärtschi* (zu Berta), *Dotschi* (von Dorothea). In solchen Formen würde *-schi* (anstatt *-tschi*) als Ableitungssilbe empfunden und dann eben auch zur Bildung von Verkleinerungsformen gebraucht: *Chalbschi* Kälblein, *Lamb-schi* Lämmlein, *Äugschi* Äuglein, in Vals auch *Fingschi* Fingerlein, *Müüschi* kleiner Bissen, eig. Mäulchen, Äs *Eischi* (Eilein) oder äs *Meitschi!* betteln im Rheinwald an der *B'schuuri-Mittwuche(n)* die Knaben in den Häusern.

Die häufig gebrauchte Verkleinerungssilbe *-ji* gehört mit der ebenfalls gebräuchlichen *-li* zusammen: *-li* wird zu *-ji* durch „Palatalisierung“⁶⁰ des *l* zu *j*, wie auch in *Meitjä* für *Meitlä* Mädchen, *Trüchja* aus *trinchlä* Viehschelle. Das *-ji* wird nach allen Lauten verwendet außer nach *l* selbst, wo *-ti* bevorzugt scheint, und nach *r*: *Brüaderli*, *Töchterli*, *Losерli* Horcherlein, *Eimerli* Eimerchen, *Tällerli* Tellerchen; *Buabji* Büblein, *Schaafji* Schäflein, *Lammji* Lämmlein, *Hundji*, *Zandji* Zähnchen, *Grindji* Köpfchen, *Steinji* Steinchen, *Stoßji* kleiner Stoß, *Fischji* Fischchen, *Tanzji* Tänzchen.

Mit *-i* bildet man z. B. *Hüüschi* Häuschen, *Müüschi* Mäuschen, *Chatzi* Kätzchen, *Nasi* Näschen, *Pfanni* Pfännchen, *Wanni* kleine Wanne, *Chappi* Käppchen.

Die Auswahl der Beispiele soll nur die Mannigfaltigkeit der Bildungsweisen andeuten und will keineswegs die Verbreitung und Verteilung der Formen darstellen. Häufig gibt es übrigens von einem Wort mehrere Verkleinerungsformen, sogar an einem und demselben Orte, z. B. in Obersaxen *Chalbschi* und *Chalbäli*, *Hundli* und *Huntschi*, in Hinterrhein und Vals *Buepli* und *Buebelti*. In Hinterrhein heißt ein kleiner Knäuel *Chnuuchli*, ein noch kleinerer *Chnuucheli*, ein ganz kleiner *Chnuuchtschelti*. Sagt man in Hinterrhein und Vals: *Das ist e(n) rächts Mänzelti!* so ist das „Männlein“ doppelt verkleinert, durch *-zi* und *-elti*, ebenso ein *Hüenzelti* Hühnlein und das eben erwähnte *Chnuuchtschelti* Knäuelein.

Schl u ß.

Eine verdienstvolle, aber einstweilen kaum mögliche Arbeit wäre eine Sammlung der bezeichnenden Walserwörter, d. h. der *nur* den Walsern eigenen Wörter.

Vernimmt man in nichtwalserischen Gegenden etwa die eine oder andere walserische Lautgebung, wie es z. B. in Trimmis oder im Vorderprättigau oder in Thusis der Fall ist, so erklärt sich das sehr natürlich durch einen gewissen walserischen Einschlag in der Bevölkerung. An ganz eingegangenen Walserorten⁶¹ kann man den walserischen Spracherscheinungen etwa noch in Flurnamen und dergleichen nachspüren.

Zum Schlusse mag die Frage aufgeworfen werden, weshalb so benachbarte alemannische Mundarten wie die walserische einerseits und die rheintalische andererseits so wesentliche Unter-

schiede aufweisen. Die Mundart des bündnerischen Rheintals ist „eine auf romanischem Boden erwachsene deutsche Mundart, ein deutscher Dialekt in rätsischem Munde, eine alemannische Mundart nach romanischer Art gesprochen“, wie Meinherz⁶² seine Untersuchung der Mundart der Herrschaft zusammenfaßt, eine auf verhältnismäßig spät verdeutschtem Boden entstandene Mundart. Der Nachweis, warum und wie die ursprüngliche rätoromanische Sprache auf die an deren Stelle getretene deutsche Mundart gewirkt habe, würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen.

Das Walserdeutsche dagegen ist eine altalemannische Mundart, die trotz mannigfacher Umbildungen ihr Gepräge im wesentlichen bewahrt hat. Die bündnerischen Siedlungsgebiete der Walser waren natürlich zum Teil vor der deutschen Einwanderung von Rätoromanen bewohnt, aber offenbar nirgends so dicht und dauerhaft, daß sie die Mundart der Zugewanderten entscheidend beeinflußt oder gar umgestaltet hätten. Immerhin nimmt die Wissenschaft bei mehreren walserischen Lauterscheinungen romanischen und im besondern auch rätoromanischen Einfluß an, besonders bei der in verschiedenen Erscheinungen ($s > sch$, „Palatalisierung“, Entrundung, Zwielausbildung) sich äußernden Verengerung der „Artikulation“. Die Forschung hat da noch viel zu tun, auch die rätoromanische. Es ist sonderbar: die Mundart des bündnerischen Rheintals, „eine alemannische Mundart in rätsischem Munde“, zeigt gerade diejenigen Erscheinungen nicht, die man im Walserischen am liebsten durch rätsischen Einfluß erklären möchte. Es handelt sich ja zweifellos um Rätisches von gründlich verschiedener Dichte, aber wohl auch von verschiedener Beschaffenheit — natürlich auch um Alemanisches von verschiedener Art.

Sicher stammen aus dem Rätoromanischen⁶³ viele Orts- und Flurnamen und ferner eine Menge Lehnwörter, z. B. für land- und alpwirtschaftliche Geräte wie *Fanellä* f. Heukasten (rät. *fanill*), *Brokkä* f. Milchkübel (rät. *brocca*), Hausgeräte wie *Furnéll* m. Kochrost (rät. *furnell*), *Schkaffä* Schrank (rät. *scaffa*), Speisen wie *Püllä* f. Brei (rät. *buglia*), *Schpik* m. eine Nidelspeise (rät. *spitg*), Tiere wie *Mill* m. Maultier (rät. *mel*), *Tschut* n. Schaf (rät. *tschut*), Pflanzen wie *Triämbel* Espe, Zitterblatt (rät. *triembel*), *Juttä* f. Gerste, Graupe (rät. *jutta*) und für anderes.

Dergleichen Entlehnungen im Wortschatz (die übrigens zum größten Teil in Graubünden weiter verbreitet, ja sogar bis ins St. Galler Oberland zu finden sind) mögen noch so zahlreich sein: den eigentlichen Charakter einer Mundart tasten sie nicht an; denn der gründet sich nicht auf Wörter, sondern auf Laute und Formen, besonders auch auf Sprachton und Sprachtakt (Akzent).

Rühmt Meinherz⁶⁴ der Churer und Herrschäftler Mundart mit Recht nach, sie sei „wohl eine der wohlklingendsten oder die wohlklingendste im großen Kreise der schweizerischen Mundarten“, dann wollen wir die walserische als eine der altertümlichsten — in manchen Zügen die alleraltertümlichste — und eine der urchigsten nicht weniger loben und lieben.

Anmerkungen.

Sie wollen den Weg zu den Quellen weisen. Diese habe ich in der Einleitung genannt und kurz gewürdigt. Auf Bachmanns grundlegende Darstellung verweise ich nicht im einzelnen, da man sich darin leicht zurechtfindet; vom Walserdeutschen ist besonders S. 64 f. die Rede. Für die „Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik“ brauche ich Abkürzungen: W. = Bd. 2 von Wipf; B. = Bd. 6 von Bohnenberger; Br. = Bd. 11 von Brun; M. = Bd. 13 von Meinherz. Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.

1 B. 31 ff. mit Verzeichnis des einschlägigen Schrifttums. — **2** S. darüber außer dem bei B. S. 34 verzeichneten Schrifttum jetzt auch Joos, Die Herrschaft Valendas, 19 ff. — **3** Br. 200 ff. — **4** B. 34; Br. 48, 203. — **5** Moor'sche Übersetzung I 141, 159. — **6** B. 35. — **7** B. 35. — **8** B. 40 mit Verzeichnis des einschlägigen Schrifttums. — **9** Näheres bei B. 42; ferner Kauffmann, Deutsche Altertumskunde II 105. — **10** B. 45. — **11** S. über die Benennung jetzt K. Bohnenberger und E. Steiner in der Festschrift für A. Bachmann 1924, 87 ff., 238 ff. — **12** B. 49 ff. — **13** Bühler 1872, 82; 1875, 149. — **14** Br. 79 f. — **15** B. 176; Schweiz. Idiotikon 3, 833. — **15a** Andernorts kommt Beichle(n) < Bänkle(n) vor. — **16** B. 176 ff. — **17** W. 131 f.; B. 170 f.; Br. 107 ff. — **18** Bühler 1872, 205. — **19** B. 51 ff. — **20** W. 36 f.; B. 58 f., 122; Br. 52 ff. — **21** M. 26, 134. — **22** B. 168 f.; Br. 21, 96, 99, 178 ff. — **23** B. 74, 144 ff., 179 ff.; Br. 137. — **23a** W. 115 f.; Br. 140 f. — **24** B. 102 ff.; Br. 42 f., 184 f.; M. 56 f., 198 f. — **25** B. 117 f.; Br. 40 ff.; s. auch die Abhandlung von W. Wiget in der Festschrift für A. Bachmann 1924, 250 ff. — **26** B. 68, 126 ff., 225 ff.; Br. 91 ff., 173 ff. — **27** B. 69,

129, 205. — **28** Bühler 1870, 243. — **29** Näheres bei B. 202 ff. — **30** A. Bachmann, brieflich. — **31** B. 75, 151 ff.; Br. 123 f., 183 f. — **31a** Jörger 1913, S. 25. — **32** B. 222; Br. 167. — **33** B. 223; Br. 167. — **33a** B. 118. — **34** L. Joos, Die Herrschaft Valendas a. a. O.; B. 220; Br. 166. — **35** B. 225 ff.; Br. 171 ff. — **36** W. 60, 119; B. 186; Br. 109, 145; vgl. auch M. 164 f. — **36a** Vgl. A. Bachmann in der Festschrift für A. Kaegi 1919, 218 ff.; „Zisligen Alp“ in Alpverträgen aus dem 16. Jahrh. im Gemeindearchiv von Valendas, nach Mitteilung von Pfr. Dr. Camenisch. — **37** Br. 16. — **38** B. 65 f., 95, 104 ff. — **39** B. 57, 104. Die Übergänge Tovâns > To-vaus, Valendans > Valendaus (s. R. v. Planta im Bündn. Mtsbl. 1924, 166) ließen sich auch durch walserische Lautgesetze erklären. — **40** B. 55, 111; Zinsli 1910, 20. — **41** Zinsli 1917, 6. — **42** Br. 68 ff. — **43** B. 54 f. Es sei auch hingewiesen auf W. Wiget, Altgerman. Lautuntersuchungen (Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis 1922), bes. S. 24. — **44** B. 62 ff., 96, 114 f.; Br. 47, 67. — **45** B. 64; Br. 203 f. — **46** s. das einschlägige Schrifttum bei B. 64. — **47** B. 59; Br. 67, 199 ff. — **48** Joos 25; W. 38 ff., 46; B. 62 ff., 119 ff.; Br. 18, 50, 67, 200. — **49** B. 95, 140 ff. — **50** B. 95, 131 f.; Br. 91 f., 198 f. — **51** B. 140; Br. 90 f. — **52** Br. 170. — **53** Bühler 1875, 79 ff. — **54** Schweiz. Idiotikon 7, 1019. — **55** ebd. 2, 324. — **56** Br. 164, 199. — **57** Bühler 1879, 31 ff.; W. 170 ff.; B. 155, 195; Br. 56 ff.; 89 f., 153, 199. — **58** Vgl. E. Odermatt, Die Deminution in der Nidwaldner Mundart; W. Hodler, Beiträge zur Wortbildung und Wortbedeutung im Berndeutschen, 90; M. Szadrowsky, Nomina agentis des Schweizerdeutschen = Bd. 12 der „Beiträge zur schwzd. Grammatik“, 87 ff.; M. Szadrowsky, Gegensinn im Schweizerdeutschen (Nachträge) in der Zeitschrift Theutonista I Heft 1. — **59** a. a. O. — **60** B. 155 f.; Br. 128. — **61** Vgl. A. Mooser, Bd. Mtsbl. 1915, 48 ff. — **62** M. 245. — **63** S. die Zusammenstellung für Obersaxen bei Br. 187 ff., dazu auch 197 ff.; für Vals A. Rüttimann, Bd. Mtsbl. 1915, 307 ff. — **64** M. 245.

Chronik für den Monat Mai 1925.

3. Im ganzen Kanton fanden die Kreiswahlen statt. Sie verliefen im allgemeinen friedlich. Zu einem eigentlichen Wahlkampf kam es nur in Davos und im Oberengadin.

Die Universität Bern hat Herrn Präsident Gaud. Giovannoli von Soglio in Anerkennung seiner langjährigen großen Verdienste um die Förderung der tierärztlichen Wissenschaft zum Ehrendoktor ernannt.

4. In Andeer hat die (grundsätzlich in der Bundesverfassung von 1874 ausgesprochene) Auskürung zwischen der evangelischen Kirchengemeinde einerseits und der politischen und Bürgergemeinde andererseits über die Eigentums- und Benutzungsverhältnisse von Kirche, Turm samt Glocken, Friedhof und